Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 17 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme: Dr. Weskamp

Inhalts-Übersicht

Körperbehinderte Kinder
Von Dr. Hans Hajek
Seite 580

★

Die Ferien sind zu Ende
Von Johannes Otto
Seite 583

★

Eine Klasse reist ins Schullandheim
Von Dr. H. Jahrhage
Seite 586

★

Erlebnis am Ameisenhaufen
Von Erich Kloß
Seite 590

★

Die Pimpfe sind da!
Von Dr. Otto Boucke
Seite 594

★

Der Sohn der Furcht
Roman von Möller-Crivitz
Seite 597

★

Onkel Hans gibt an. Von Henrich Hansen
Seite 601

★

Abendspeisezettel für Kinder
Von Lisbeth Schmidt
Seite 604

★

Elternsorgen:

1. Käufliche Liebe
Seite 605
2. Uebertritt der Kinder in eine höhere Lehranstalt
Seite 605
3. Kinder sind keine Zirkuspferde
Seite 606
4. Das vernünftige kleine Kind und die unvernünftigen Eltern
Seite 606

★

Unsere Leser schreiben:

Eine Lanze für den Klassenersten
Von Eva Schramm
Seite 610

★

Kurzweil am Feierabend
Seite 611

★

Was können unsere Kinder werden?

1. Der Förster
Seite 607
2. Die Photographin
Seite 608

★

Amtliche Mitteilungen

Wann liegt leichtfertige falsche Anschuldigung vor?

In Nr. 41 des Nachrichtenblattes ist in dem Artikel „Falsche Anschuldigung und Wahrnehmung berechtigter Interessen" darauf hingewiesen worden, daß falsche Anschuldigung nicht nur dann, wenn sie wider besseres Wissen, sondern auch dann, wenn sie leichtfertig erhoben wird, strafbar ist. In einem Urteil vom 12. März 1937 — 4 D 881/36 — hat das Reichsgericht näher erörtert, wann solche strafbare Leichtfertigkeit vorliegt. Das Urteil beanstandet die Auffassung, der gute Glaube setze nicht nur voraus, daß man von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugt sei, sondern auch, daß man davon überzeugt sein durfte. Es sagt weiter:

„Wer leichtfertig etwas glaubt, ist deshalb noch nicht bösgläubig. Richtig ist nur soviel, daß der gute Glaube vor einer Verurteilung aus § 186 StGB. überhaupt nicht und vor einer Verurteilung aus § 164 nur dann schützt, wenn die objektive falsche Anschuldigung nicht grobfahrlässig begangen ist. Fällt dem Anzeiger grobe Fahrlässigkeit zur Last, dann wird er wegen gröblicher Nichtanwendung pflichtmäßiger Sorgfalt und Voraussicht bestraft, nicht aber, weil dadurch seine Gutgläubigkeit entfiele.

Zum Tatbestand der Leichtfertigkeit im Sinne des § 164 StGB. genügt nicht eine leichte Fahrlässigkeit, vielmehr müssen hierzu schon solche Umstände nachgewiesen werden, die erhebliche Zweifel an der Richtigkeit seines Vorbringens in dem Anzeiger aufkommen lassen mußten. (RGE. 5 D 254/35 vom 11. April 1935, JW. 1935, S. 2961). Andererseits kann als leichtfertig bezeichnet werden, wenn der Anzeiger in seiner Anzeige angebliche Geschehnisse, die ihm durch vage, haltlose Gerüchte oder Vermutungen zugetragen sind, als Tatsachen hinstellt."

In dem gleichen Urteil weist das Reichsgericht darauf hin, daß der Schutz des § 193 nicht dadurch ausgeschlossen wird, daß der Anzeiger nicht nur aus öffentlichem Interesse, sondern auch aus Rachsucht gehandelt habe. „Entscheidend ist, ob für den Täter die Wahrung des öffentlichen Interesses an der Verfolgung der vermeintlichen Straftaten oder Dienstpflichtverletzungen die Triebfeder, also der oder doch ein Beweggrund seines Handelns war. RGStr. Bd. 61 S. 401."

Unzulässige Zuschläge

Zur Frage der Erhebung von Mietzuschlägen bei Untervermietung weist der Reichskommissar für die Preisbildung aus gegebenen Anlaß darauf hin, daß Zuschläge für die Gestattung der Untervermietung nur erhoben werden dürfen, soweit sie vor dem 1. Oktober 1936 erhoben worden sind. Auch die Erhöhung schon früher vereinbarter Untermieterzuschläge ist unzulässig. Falls nunmehr Vermieter die Zustimmung zur Untervermietung ohne Vorliegen ausreichender sachlicher Gründe versagen oder widerrufen, werden dagegen die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden. Gleichzeitig weist der Reichskommissar noch einmal darauf hin, daß Kündigungen zum Zwecke von unzulässigen Mietsteigerungen nicht nur einen Verstoß gegen die Preisstopverordnung darstellen und strafbar, sondern außerdem auch bürgerrechtlich unwirksam sind. Dasselbe gilt, wenn die Absicht der Mieterhöhung bei einer Kündigung verschleiert wird, indem keine Gründe angegeben oder unzutreffende Gründe vorgeschoben werden.

Fast die Hälfte der neuen Musikbeauftragten sind Lehrer

Durch weitere Verhandlungen zwischen der Reichsmusikkammer und dem Deutschen Gemeindetag sind die Rechtsgrundlagen für die Bestellung der Musikbeauftragten der Gemeinden geklärt worden. Es waren in allen Gemeinden mit mindestens 5000 Einwohnern, dann aber auch mit niedrigerer Einwohnerzahl, wo besondere Verhältnisse dies erwünscht erscheinen ließen, Musikbeauftragte mit der Aufgabe zu bestellen, der Musikausübung und den dabei tätigen Personen und Vereinigungen jede nur erdenkliche Förderung angedeihen zu lassen. 981 Musikbeauftragte sind inzwischen bestellt worden. Aus welchen Berufen sie kommen, wird in der „Kulturverwaltung" mitgeteilt. Der zu Bestellende muß naturgemäß auf dem Gebiet der Musik einigermaßen zu Hause sein. Das Schwergewicht seiner Tätigkeit liegt weiter auf organisatorischem Gebiet. Die Aufgliederung nach Berufen zeigt, daß von den 981 Musikbeauftragten nicht weniger als 410 oder 41,79 vH. Lehrer sind, und zwar ohne Einbeziehung der Berufsgruppe Musiklehrer. An zweiter Stelle erscheinen die Musiker mit 199 oder 20,29 vH. der Musikbeauftragten. Erst an dritter Stelle kommen dann die Gemeindebeamten und Angestellten mit 130 bzw. 13,25 v. H. der Musikbeauftragten, und den vierten Platz nehmen die Musikerzieher ein.

Nun störet die Aehren im Felde
ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt –
Die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

M a r t i n   G r e i f

Körperbehinderte Kinder

Vielleicht gibt es nichts Schlimmeres und Schweres für Eltern und Erzieher, als die ihrer Führung anvertrauten jungen Menschen in der Bewegungsfähigkeit, der Erfahrungstüchtigkeit und damit in der Wachstumsfreudigkeit körperlich behindert zu sehen. Gewiß, ein geistesschwaches Kind ist ein schrecklicher Jammer für uns; aber wir haben da immer den schwachen Trost, daß es selbst von diesem Jammer umso weniger spürt, je bejammernswerter, je geistesschwächer es ist. Dagegen ein geistesgesundes, quicklebendiges Kind, das durch Krankheit oder Unfall gelähmt, verkrüppelt, verunstaltet ist; ein sehschwaches oder blindes Kind; ein taubstummes oder doch durch seine Schwerhörigkeit in der Aufnahmefähigkeit arg beeinträchtigtes Kind — ist das nicht hundertmal bemitleidenswerter? Daß es solche geistig vollgesunde, körperlich schwer behinderte Kinder in leider erheblicher Anzahl gibt, ist wohl allgemein bekannt. Vielleicht werden aber die Zahlen doch in Erstaunen setzen. Wir haben im Deutschen Reich jährlich mit mehr als 1000 Fällen von spinaler Kinderlähmung zu rechnen, in Epidemiejahren (wie z. B. 1932) mit dem Doppelten und Dreifachen; wenn der erfahrene Arzt auch bei rechtzeitiger Behandlung den nach der Krankheit zurückbleibenden Lähmungen vorbeugen oder sie sehr abmildern kann, bleiben doch vielfach lebenslängliche Behinderungen zurück. Wie groß die Zahl der durch Verkehrsunfälle verletzten und für Jahre, sogar für die Dauer des Lebens körperbehinderten Kinder angewachsen ist, haben wir in den Tageszeitungen immer wieder mit Schrecken gelesen. Eine dritte Gruppe bilden die Kinder, die durch ein inneres Leiden (Rückgratverkrümmung, Buckel, angeborene Hüftgelenkverrenkung usw.) in ihrer Beweglichkeit schwer gehemmt sind.

Nicht von den medizinischen Maßregeln und Behandlungsmöglichkeiten soll hier gesprochen werden. Nur die Stellung des Erziehers solchen Kindern gegenüber und die erzieherischen Hilfen will ich beleuchten. Denn die körperbehinderten Kinder erleiden ja auch in ihrer geistigen und charakterlichen Entwicklung Schaden und bedürfen hier mindestens ebensosehr wie zum Ausgleich ihrer körperlichen Gebrechen sorgsamer und verständnisvoller Betreuung. Das körperliche Leiden hemmt zunächst die allgemeine Beweglichkeit und damit gerade beim Kinde, am verhängnisvollsten beim Kleinkind, die Ausbildung seiner Erfahrungswelt. Ein Kind, das sich nur mühsam oder gar nicht fortbewegen kann, daß zu seiner körperlichen Gesundung Monate oder Jahre im Bett liegen muß, kann viel nicht sehen und hören, was ein gesundes Kind mühelos in sich aufnimmt. Was ihm nicht an sein Bett gebracht werden kann: Wald und Wiese, Bäume und Tiere, Häuser und Berge, Brücken und Gewässer, das werktägliche und das feiertägliche Leben der Menschen — das alles kennt es nicht aus eigener Anschauung; oder es erlebt alle Menschen und Dinge infolge seiner eigenen Gehemmtheit nur passiv — es kann *nicht selbst* hinlaufen, hingreifen, sich mit Fragen nähern, es muß warten, bis man es hinträgt, hinfährt, hinführt. Und *immer* hat es eine *Begleitung* neben sich, die das Tempo und die Nähe des Kennenlernens, des Aufenthalts, die Wiederholung und Eindringlichkeit der Erfahrungen bestimmt. Wenn ein unfallbehindertes Kind aber vorher, in seiner gesunden Entwicklungszeit, mit der Entdeckung von Welt und Menschen auf seine Art begonnen hatte, so sieht es diesen innerlichen Prozeß jetzt schmerzlich abgebrochen. Wer sich als Vater, Mutter oder Erzieher mit einem Kinde besonders zu beschäftigen hat, der lese einmal aufmerksam und miterlebend das erste Buch von Goethes großer Selbstdarstellung „Dichtung und Wahrheit". Hier ist in klarer Einfachheit und unübertroffen anschaulich beschrieben, wie ein gesundes Kind (eben Johann Wolfgang) in wachsenden Erfahrungskreisen die Welt und sich erlebt: das Vaterhaus, die Straße am Großen Hirschgraben, die näheren und die entfernteren Stadtteile, die Landschaft der nahen und der weiteren Umgebung. Der Erzieher eines körperbehinderten Kindes aber versetze sich bei dieser Lektüre Schritt für Schritt in die Seele des ihm anvertrauten kleinen Kranken und erlebe so einmal wirklich mit, wie sich eine kindliche Umwelt und ihre Erfahrung ändert, sobald das Kind nur mühselig zu humpeln vermag oder getragen, gefahren werden muß, sofern es schlecht sieht oder schwer hört, sobald es ganz und gar still liegen muß und nur auf die Erzählungen anderer und auf Bilderbücher angewiesen ist. Man muß dieses grausame „Experiment" mit Bewußtsein und ohne Erbarmen mit sich selbst durchmachen, um einigermaßen (sicher auch dann immer noch sehr andeutungsweise) zu verstehen, was in einem körperbehinderten Kinde täglich und stündlich vorgeht, auch *ohne* Schmerzen, auch ohne andere Entbehrungen. Was heißt „Verstehen"? Sich an eines anderen Menschen Stelle setzen in Gedanken und Gefühlen.

Sommertag Aufnahme: Hofmann-Lübeck

Das körperbehinderte Kind leidet aber nicht allein an der Hemmung seiner Beweglichkeit und seiner Erfahrungsfreude, es leidet auch — und nicht weniger — an seinem stetigen Vergleich mit gesunden Kindern und gesunden Erwachsenen. Ehe es, vielleicht unter vielen Schmerzen und unter Aufbietung einer großen Willenskraft, ein paar Schritte gemacht hat, ist der gesunde Altersgefährte längst am Ziele und lacht den „Krüppel" überlegen aus. Alles gelingt dem körperbehinderten Kinde schwerer und wird zunächst weniger vollkommen als die „Leistung" des Gesunden; dafür trägt das behinderte Kind den Spott davon und fühlt sich zurückgesetzt. Seine Anstrengung ist größer, seine Willenskraft muß stärker sein, seine Sehnsucht geht ins Maßlose; und der Erfolg? Er ist Bitterkeit, Verzicht, geistige Verarmung, Neid und Haß gegen die glücklicheren Volksgenossen und Mitmenschen! Man redet vom „boshaften" Buckligen, vom „gehässigen" Krüppel, vom lahmen Schuft und denkt mit keinem Atem daran, wieviel irregegangener guter Wille, wieviel fehlgeleitete Wünsche, wieviel gerechter Zorn und bittere Tränen hinter dem „hundsgemeinen Charakter" stecken. Wer ihm die unerfreuliche Maske abzunehmen wagt, sieht in eine verängstigte, verzweifelte, kämpfende Menschenseele.

Aber sowohl dem einen wie dem andern Schaden, der geistigen Verkümmerung wie der charakterlichen Verzerrung, kann der verständige und entschlossene Erzieher entgegenarbeiten. Ja, er kann beim körperbehinderten Kinde noch viel mehr: er kann dem Zustandekommen solcher Schäden schon vor ihrer Entstehung vorbeugen. Dazu muß der Erzieher aller-

dings die Regung ablegen und in sich überwinden, die angesichts des körperbehinderten, geistig gesunden Kindes die natürlichste und selbstverständlichste zu sein scheint: das Mitleid. Es klingt übertrieben und hart, aber das Mitleid des Erziehers ist Gift für den werdenden Charakter des körperbehinderten Kindes; es ist ein noch viel schlimmeres und gefährlicheres Gift als das Mitleid anderer ferner stehender Menschen. Mit andern Worten gesagt: die körperliche Behinderung eines geistig gesunden Menschen, vor allem eines Kindes (und sei sie, wie sie wolle) ist für den Erzieher keine bedauernswerte Tatsache, sondern eine Aufgabe! Die Aufgabe heißt: vollkommene seelisch-geistige Ueberwindung der körperlichen Behinderung, ohne Rücksicht darauf, ob das körperliche Gebrechen medizinisch „heilbar" ist oder nicht. Die orthopädische Medizin und ihre Technik kann viel, und sie kann umso mehr, je jünger der leidende Mensch und je neuer sein Leiden ist; aber der Arzt kann nicht alles. Er braucht den guten Erzieher zum Kameraden. Den wo die Hilfe des Arztes zurzeit oder für immer ihre Grenze findet (weil sich eine Lähmung erst in Monaten und Jahren zurückbildet oder gar nicht, sowenig eben eine fehlende Hand wieder wächst), da beginnt die Erziehung zur innerlichen (seelisch-geistigen) Ueberwindung.

Diese „Ueberwindung" bedeutet für den Körperbehinderten alles andere eher als einen müden Verzicht; sie steht vielmehr unter dem Zeichen „Trotzdem!" Wer es nicht gesehen hat, wie Lehrlinge mit verkrüppelter Hand gleich gute und gleich schnelle Arbeit leisten wie gesunde (manchmal aber auch bessere und schnellere!), wie Blinde einem unkundigen Fremden den Weg zeigen und am Schreibtisch die kompliziertesten Tabellenarbeiten machen, wie Menschen an Stöcken und Krücken stundenlang wandern und ganz unbefangen vergnügt sein können, der wird alle diese Worte von der Ueberwindung durch den Charakter für faulen Zauber halten. Wer aber einmal in eine gut geleitete Anstalt zur Erziehung von Körperbehinderten gekommen ist, wird zugeben müssen, daß er, der Gesunde, dort der einzige Behinderte war, weil er erst lernen mußte, mit seinen tapferen großen und kleinen Kameraden von Herzen fröhlich zu sein. Als ich zum erstenmal hörte, daß Arm- und Beinbehinderte Sport treiben, z. B. Fußball spielen, hielt ich das für einen schlechten Witz; als ich zuschauen durfte, fand ich die Sache ganz und gar nicht mehr „witzig" oder verrückt, sondern einfach großartig. Ich kannte einen durch Kinderlähmung an beiden Beinen völlig gelähmten Mann, der einer der vergnügtesten Menschen war, die ich kennen gelernt habe — er lebte in einer sehr glücklichen Ehe und hatte drei gesunde, prachtvolle Kinder, einen ausgebreiteten Beruf und viele Freunde. Aber er war gleichzeitig auch ungefähr der — beweglichste Mensch in meinem Gesichtskreise: sein Beruf (den er sich mit List so ausgesucht hatte) zwang ihn zu weiten Reisen, zu stundenlangen Autofahrten — sogar zwei schwere Autounfälle haben die Energie und die Regsamkeit dieses vorbildlichen Mannes nicht einschränken können! Und ich kannte eine durch angeborene Hüftverrenkung schwer behinderte Frau, die in ihrem Büroberuf durch ihre Tüchtigkeit bekannt, als energische, furchtlose Berufskameradin geachtet (und gefürchtet) und alles andere als bemitleidet war. Da sie sonst sehr hübsch aussah, war ihr auch die Liebe keineswegs ferngeblieben. Und eines anderen Mädchens erinnere ich mich, zwar mit einem erheblichen Buckel belastet, die aber soviel fröhliche Zufriedenheit in ihrer Arbeit ausstrahlte, daß man in ihren Laden kam, sich bei ihr zu erholen und zu erheitern... Niemand wäre auch nur auf den Gedanken gekommen, ihr zu danken!

Wie man ein körperbehindertes Kind zu solcher Sicherheit seiner selbst und zu solchen Leistungen führt? Vieles davon muß gelernt werden. Alle körperbehinderten Kinder gehören daher für eine längere Zeit in eine Schule oder eine Erziehungsanstalt, wo sie von besonders ausgebildeten Lehrern unterrichtet werden und im Wettbewerb mit Schicksalsgenossen ihre Lebensenergie entwickeln können. Die Probe aufs Exempel ist dann die Rückkehr in die Gemeinschaft der Gesunden. Aber diese Probe haben eigentlich nicht die Körperbehinderten zu bestehen, die ja gelernt haben, wertvolle Leistungen zu vollbringen und ihrer selbst sicher zu werden. Die Probe gilt den körpergesunden Volksgenossen, und die bestehen darin meist sehr schlecht. Jeder Körperbehinderte kann davon ein Lied singen, wie aufdringliches Mitleid, täppische, wenn auch noch so gut gemeinte „Hilfe" und verächtliche, überhebliche, naserümpfende Isolierung von seiten der „Gesunden" ihm zugesetzt haben. Und wenn manches körperbehinderte Kind nicht das wird und nicht das ist, was es sein und was es werden könnte, dann sind bei näherem Zusehen gewöhnlich die Eltern, die Geschwister, die Freunde, die Arbeitskameraden und Vorgesetzten schuld und am allermeisten das gedankenlose, billige „Mitleid"! Wir brauchen aber nicht sentimental und „gefühlsduselig" zu sein, um ein so falsches Verhalten gegen den körperbehinderten Volksgenossen scharf zu verurteilen. Denn dieses falsche Verhalten zerstört wichtige charakterliche und Leistungswerte der Volksgemeinschaft: es treibt Schindluder mit der Tapferkeit, mit der Lebensenergie, mit den Kräften, Kenntnissen und Fähigkeiten eines Volksgenossen, der an seinem nützlichen Einsatze für die Volksgemeinschaft geflissentlich gehindert wird. Und dieses falsche, dumme und erniedrigende Verhalten körpergesunder Menschen, dieses verdammte „Mitleid", das den Mitleidigen nichts kostet, drückt einen besonders wertvollen Lebenskämpfer in die traurige Masse der Entrechteten, der „Krüppel" auch im charakterlichen Sinne, der faulen Parasiten und boshaften Schädlinge alles Gemeinschaftslebens hinunter. Wer nicht nur mit dem Munde Nationalsozialist ist, weiß sehr gut, was von solchem Verhalten eines Menschen zum andern zu denken ist. Wer wirklich und wahrhaftig ein guter Volksgenosse zu sein beansprucht, sei dem Körperbehinderten, vor allem dem körperbehinderten Kinde, ein anständiger, guter Kamerad und kümmere sich um die körperliche Behinderung selbst nicht mehr, als der Arzt und als . . . der Behinderte selbst es möchten!

Dr. Hans Hajek.

Die Ferien sind zu Ende . . .

Leider oder Gottseidank?

Von Johannes Otto

Das war doch eine tolle Sache, als sich so vor fünf oder sechs Wochen die ganze Schule zur Flaggenparade auf dem Schulhof versammelte, um in die Ferien geschickt zu werden. Ja, das war eine tolle Sache — fünf lange Wochen und noch ein paar Tage darüber nicht zur Schule gehen zu müssen, keine Schularbeiten machen zu brauchen, keine Sorgen zu haben.. Dafür aber schlafen zu können, so lange man will, und baden gehen zu dürfen und Fußball spielen und.. Nicht auszudenken, die lange, lange Ferienzeit, nicht zu fassen das Ferienglück!

Das war ein lärmender und fröhlicher Abschied an der Schulpforte:

„Du, Mensch — fünf Wochen Ferien! Fein, was?!" — „Gehst du auf Fahrt?" — „Viel Vergnügen, Paul! Schreib mir mal!" — „Mich kennst du nach den Ferien nicht wieder, ich lasse mich braun brennen." — „Um die Schule mache ich einen großen Bogen." — So schwirrte es durcheinander.

Auseinandergespritzt in alle vier Winde war die lärmende und tollende Gesellschaft. In die Ferien. Verwundert und lächelnd hatte das alte Schulhaus ihr nachgeschaut. Es stand schon über fünfzig Jahre; was sind da schon fünf Wochen . . .

Zu Hause waren in hohem Bogen die Schulranzen in die Ecke geflogen, und es hatte mit der Mutter den ersten Ferienkrach gegeben: Sorgfältig und ordentlich sollten die Bücher und Hefte auf ihren Platz gelegt werden. „Ihr sollt einmal sehen, wie schnell die fünf Wochen herum sind", hatte die Mutter gesagt und mit einem leisen Seufzer hinzugefügt: „ich wollte, sie wären es schon!"

Darob Entrüstung auf der ganzen Linie: „Aber Mutter, gönnst du uns denn gar keine Ferien?!"

„Das schon", hatte sie geantwortet, „aber — mir auch!"

„Wir helfen dir, wir haben ja jetzt Zeit!" war es ihr im Chore entgegengeschallt. „Ich trage Holz herzu, Liese wäscht ab und Erwin macht deine Besorgungen . . ."

Die Mutter hatte nur gelächelt. Sie wußte, was sie von den Versprechungen halten konnte. Sie wußte

auch, daß sie während der nächsten fünf Wochen ihre Rangen nur während der Mahlzeiten — und auch dann nur, weil sie Riesenhunger hatten — sehen würde. Daß es Trotz und Tränen geben würde, wenn sie sie einmal in die häusliche Arbeit einspannen wollte. Und viel Sorge würde sie haben: „Wo stecken die Jungen wohl jetzt, und was für Unfug treiben sie wohl?"

Sie war nicht unberechtigt gewesen diese Sorge. Was hatte sich nicht alles während der Ferien ereignet!

Da hatten der Franz und Gustav K. ein Boot am Kanal losgemacht, kleinere Kinder eingeladen und mit ihnen den Kanal befahren. Unterwegs hatten sie, um den Kleinen Angst zu machen, zu schaukeln angefangen, ein kleines Mädchen war dabei ins Wasser gefallen und wäre beinahe ertrunken.

Eine Horde Jungen hatte auf dem Neubau nebenan Versteck gespielt und Fritzchen L. dabei vom Gerüst gestoßen. Ein Wunder, daß er sich nicht Hals und Bein gebrochen hatte.

Ein ganz tolles Stück aber hatte sich Ewald B. geleistet. Der hatte Nägel durch ein Brett geschlagen und dieses fein säuberlich auf dem Radfahrerweg verbuddelt und aus sicherem Versteck zugeschaut, wie die Fahrradschläuche platzten.

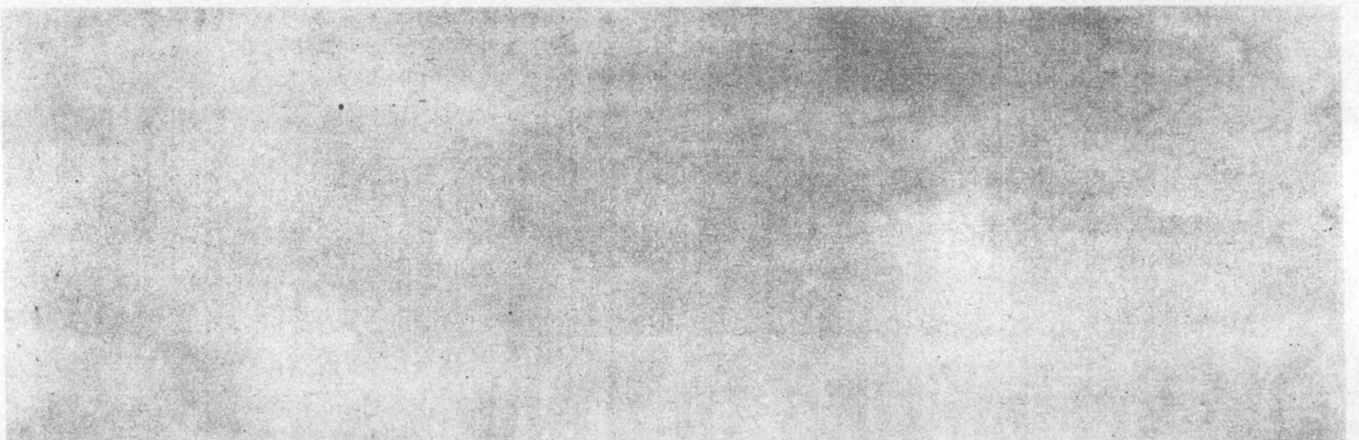
Edith M. und Lottchen R. hatten ganz harmlos einen fremden Vorgarten geplündert, um zum Geburtstag der Freundin mit einem zünftigen Rosenstrauß erscheinen zu können.

Jeden Abend hatte die Mutter ihre Sprößlinge ernst ins Gebet genommen, besorgt und ermahnend. Und oft war die Redewendung gefallen: „Wenn ihr bloß erst wieder zur Schule müßtet!"

„Auch der Jungvolkdienst", so hatte sie später zu ihrem Manne gesagt, „hält sie von dummen Streichen ab. Da weiß man doch wenigstens, wo sie stecken und was sie treiben, und daß sie unter Aufsicht sind. So aber . . . Wer kann sie während der langen Ferienwochen denn auch wirklich beschäftigen und sich um sie kümmern?!"

★

Es ist nicht schwer zu erraten, daß die bekümmerte Mutter, von der hier die Rede war, in einer Stadt wohnt, und daß sich all die mehr oder minder erfreulichen Szenen in einer Stadt oder doch wenigstens in



Vesperbrot

Aufnahme: Ch. Kade

einem Ort mit städtischen Verhältnissen abgespielt haben.

Denn das Landkind verlebt seine Ferien anders als das Großstadtkind. Unter diesem „anders" sind nicht nur die äußeren Bedingungen zu verstehen, unter denen es seine Freizeit verbringen kann, und es soll nicht betont werden, daß auf der Wiese und am Bach ganz andere Abenteuer auf das Kind warten als auf dem städtischen Spielplatz, auf der Baustelle oder in der Badeanstalt.

Staunen! Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Für gewöhnlich bedeuten die Ferien für das Landkind, für den Bauernjungen und für das Bauernmädel, „Arbeit". Sie heißen ja auf dem Lande noch heute Ernteferien, Kartoffelferien o. ä. und hatten ursprünglich den einzigen Sinn, die Kinder der Bauern, die ihrer Instleute und die der Gutsarbeiter für die Erntearbeit freizumachen. Und so ist es im Grunde genommen — wir wissen natürlich, daß in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes die Art und der Grad der landwirtschaftlichen Kinderarbeit verschieden sind — bis heute geblieben.

„Fein, daß du Ferien hast!" sagt der Bauer zu seinem halbwüchsigen Jungen. Und der Junge bekommt, wie jeder Knecht, tagtäglich seinen Arbeitsplatz zugewiesen. Hinter dem Pfluge, auf der Hungerharke, in der Scheune, auf dem Kartoffel- oder Rübenacker. Je nach der Jahreszeit.

„Man gut, daß du Ferien hast!" sagt die Bauersfrau zu ihrer Tochter, und drückt ihr den Melkeimer in die Hand. Jetzt heißt es für die noch Schulpflichtige während der ganzen Ferienwochen mit der Sonne aufstehen, die Kühe zu melken, das Schweinefutter zurechtzumachen, das Federvieh zu besorgen und vielleicht sogar mit den Mähern oder Kartoffelbuddlern aufs Feld zu gehen.

Murren sie aber, der Junge oder das Mädchen? Nein! Denn sie ahnen etwas davon, daß ihre Arbeit dem eigenen Hofe und der eigenen Sippe zugute kommt. Vater und Mutter haben als Kinder ähnlich schaffen müssen und „auch nichts von ihrer Jugend gehabt", wie gelegentliche Besucher aus der Stadt behaupten.

Solchen Behauptungen steht das Landkind verständnislos gegenüber. Was sind denn die Ferienfreuden des Stadtkindes schon Großes?! Selber ein Gespann führen dürfen ist doch viel mehr, als ein Autogramm von irgendeiner Fußballkanone erwischt zu haben. Und die Schwarzbunte richtig auszumelken ist doch ganz etwas anderes, als die „Zweitbeste" im Schwimmklub zu sein.

Sind nun die Ferienfreuden im landläufigen Sinne dem Bauernkind ganz fremd? Ganz und gar nicht. Der Regentag während der Ferien bietet dem Jungen Gelegenheit, an die Schnitzbank zu gehen; der Feierabend wird mit Spielen ausgefüllt, die schon Vater und Großvater spielten. Und gar erst der Sonntag! Der Bauernjunge erlebt ihn ganz in seinem vom Schöpfer gemeinten Sinne. Sonntags mit dem Vater durch die Felder zu gehen, ohne an die Schule denken zu müssen, mit den Freunden Spatzen zu jagen, oder eine alte Fehde mit dem Nachbardorfe auszutragen — das sind Erlebnisse, die um so schöner erfreuen und um so eindringlicher haften.

*

Die Schulferien sind zu Ende. Wir fragen nicht mehr: Wer sagt leider? — Wer Gottseidank? Aber wir denken ein wenig über dieses „Leider" und über dieses „Gottseidank" nach. Und uns will scheinen, daß beide, das „Leider" und das „Gottseidank", nicht am Platze sind. Daß die hinter diesen Bemerkungen stehende Haltung der Eltern nicht immer zu rechtfertigen ist. Besonders nicht die hinter dem „Gottseidank" stehende. Birgt nämlich das zu frühe und zu straffe Einspannen des Landkindes in die Berufsarbeit die Gefahr körperlicher Ueberanstrengung und unkindgemäßer seelischer Entwicklung in sich, so sind in einem Elternhaus, das es bei der Sorge: Was mögen die Kinder wohl anstellen? bewenden läßt, der sittlichen Gefährdung der Kinder Tür und Tor geöffnet. Die vernünftige Freizeitgestaltung der Kinder ist eine Frage, über die jede Mutter und jeder Vater — ja auch jeder Vater! — ernstlich nachzudenken verpflichtet sind. Was treibt dein Kind? Mit wem hat es Umgang? Wie oft hat ein zu spätes Nachforschen nach diesen Dingen Leid und Unheil über eine Familie gebracht! Wie oft aber waren ein frühzeitiges, konsequentes Gewöhnen der Kinder an die Erfüllung bestimmter Aufgaben im Haushalt, waren ein taktvolles Leiten ihres Tuns und ihres Umgangs, gepaart mit dem nie erschütterten Vertrauen zu den Eltern Grundpfeiler einer frohen Jugend und Wegbereiter in eine gesicherte Zukunft!

Eine Klasse reist ins Schullandheim!

Mit 8 Aufnahmen von Dr. H. Sahrhage

Seit Monaten sind die 43 munteren Jungen der Klasse 6a in Hochspannung. Ihre erste Reise ins Schullandheim steht bevor. Mehr als zwei Schuljahre liegen „schon“ hinter ihnen, und sie wissen längst, daß ihre Schule im glücklichen Besitz eines Bauernhauses in Hardorf ist. Sie haben auch schon ein paar Klassenausflüge dorthin gemacht und in alle Räume geguckt, auf der Weide getollt und im Teich geplanscht. Etliche Brüder aus höheren Klassen haben Wunderdinge erzählt über ihr Leben da draußen, wo sie den ganzen Tag spielten und arbeiteten, gemeinsam aßen und schliefen, wo der Lehrer mit ihnen durch Feld und Wald zog und so sehr viel netter war als in der Schule. Und was es da alles zu sehen gab, im Dorf, in der Mühle, in der Schmiede, auf den Bauernhöfen .... Ja, das soll eine große Freude werden, wenn nun auch die 6a als jüngste Klasse zum ersten Mal auf 14 Tage hinausziehen wird in das schöne Landheim!

In allen Unterrichtsstunden wirkt das kommende Ereignis bereits voraus. Mit doppeltem Eifer sind die kleinen Männer beim Rechnen, Lesen und Schreiben, wenn dabei das Landheimleben berührt wird. Man berechnet die Kosten für Reise und Verpflegung, zählt die gesparten Summen, studiert die Fahrpläne und die Hausordnung, liest kleine Geschichten vom Dorfe und schreibt seine Wünsche und Erwartungen nieder. Alles noch im unbeholfenen Stil des dritten Schuljahres, aber durchaus in einem der großen Sache würdigen Ernst. Das Rechnen bereitet am meisten Schwierigkeiten. Die Zahlen werden zu groß und wachsen bei manchem über seinen Vorstellungskreis hinaus. Und doch läßt sich dieser am ehesten an solchen praktischen Beispielen bilden. Was der einzelne Junge täglich zu Hause ißt und trinkt, und wieviel das alles kostet, welche Sorgen die Mutter hat, ihre ganze Familie satt zu machen, und wie groß der Lebensmittelbedarf des Landheims für alle Jungen der Klasse ist, dazu die Nebenkosten für Feuerung und Licht, Geschirr, Wäsche und Reinigung, Steuern und Abgaben. So beginnt in früher Jugend eine wichtige volkswirtschaftliche Belehrung, die natürlich in den nächsten Schuljahren systematisch weiter auszubauen ist, und deren Erfolg schon darin beschlossen liegt, daß jeder Schüler persönlich daran interessiert wird.

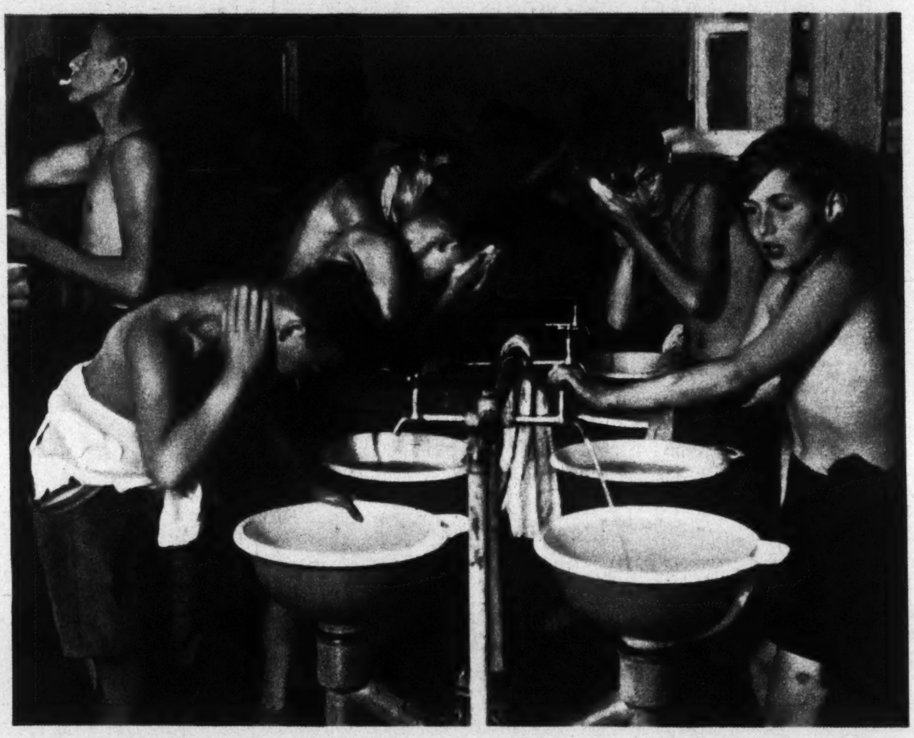
Eigentlich sind es ja die Eltern, welche das unmittelbare Interesse an der Wirtschaftsführung und Finanzierung des Schullandheims haben, denn sie sollen die nötigen Gelder aufbringen. So besteht an der Schule ein Elternverein als Träger der Arbeit. Handwerkstüchtige Väter sorgen für die Instandhaltung des Heims und kochfreudige Mütter für seine Bewirtschaftung. Mit regelmäßigen monatlichen Mitgliedsbeiträgen von 20 bis 50 Pfennigen deckt man die Materialkosten und schafft einen Ausgleichsfonds für die Verpflegungskosten. Für deren Zahlung ist grundsätzlich jede Familie verpflichtet, soweit sie dazu in der Lage ist. Nach nationalsozialistischer Auffassung hat nur der ein Recht an die Gemeinschaft, wer seine Pflicht für die Gemeinschaft tut. Somit zahlen alle Eltern in eine gemeinsame Kasse und bestreiten hieraus wieder die Kosten für alle Kinder. Diese reisen ins Landheim, unbekümmert um Stand, Einkommen und Vermögen ihrer Eltern und werden draußen völlig einheit-

lichen Lebensbedingungen unterstellt. Zur Herbeiführung solcher wahrhaft sozialistischen Gesinnung ist allerdings innerhalb der Schulgemeinde eine unaufhörliche Erziehungsarbeit erforderlich. Auch wenn die Landheimarbeit schon zur guten Tradition an der Schule geworden ist, muß die Elternschaft jeder Klasse aus der Praxis heraus zur Ueberzeugung ihrer Notwendigkeit gebracht werden. Damit erweitert sich der Beruf des Lehrers zum Volkserzieher.

Bereits ein halbes Jahr vor der Ausreise der Klasse 6a fand ein bedeutsamer Elternabend statt. Der Schulleiter, einige Lehrer, Väter und Mütter berichteten über Art, Sinn und Ziel des Schullandheims und begeisterten die neuen Eltern zum Mittun. Ein Film gewährte unmittelbaren Einblick in das Leben der Kinder dort draußen. Frohe Lieder der Jugend gaben dem Abend ein festliches Gepräge. So wurde der Boden geebnet für die ernste, gründliche Aussprache zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten. In der erzieherischen Frage ist sehr rasch der einheitliche Wille hergestellt. Am bedenklichsten sind die Eltern von einzigen Kindern, doch bekommt gerade diesen Einzigen die Eingliederung in die Lebensgemeinschaft der Gleichaltrigen seelisch, geistig und körperlich besonders gut, denn ihre häusliche Erziehungslage ist keineswegs am besten. Aber die Familienerziehung soll ja nicht ausgeschaltet, sondern ergänzt werden. Entscheidend für die Eltern ist meistens die gesundheitliche Frage. In der Stadt erreichen nur wenige Kinder den bestmöglichen Entwicklungszustand, sie bedürfen des regelmäßigen Aufenthalts auf dem Lande. Gewiß ist der Grad ihrer Anfälligkeit verschieden,

oft genug muß der Schularzt eingreifen und Einzelverschickungen anordnen. Aber die alljährlichen Schullandheimreisen heben den Gesundheitszustand der Gesamtheit. Sie erfassen gerade auch die rassisch wertvolle, vollkräftige deutsche Jugend. Aus dieser Erkenntnis heraus versagt ihnen die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt nicht die Förderung im Rahmen ihrer Maßnahmen der Jugenderholungspflege. Und das ist für die finanzielle Frage der Schullandheimarbeit von großer Bedeutung. So sehr sie der alten Wohltätigkeitsgesinnung die Verpflichtung zur Selbstverantwortung entgegensetzt, bleibt doch in den ärmeren Schulgemeinschaften ein Rest an Aufwendungen, der nicht aus eigenen Kräften zu schaffen ist. Für unsere Klasse 6a stiftete die NSV. einen Teil der Lebensmittel und versorgt eine Reihe von Kindern mit Zeug und Stiefeln. Durch Vermittlung der Schulbehörde steht eine bare Summe für den letzten sozialen Ausgleich zur Verfügung, wozu auch die NSV. ihren Anteil beiträgt. Die Schule selbst bemüht sich um Mehrung ihrer Mittel durch ein Sportfest, einen Liederabend, eine Schüleraufführung. Im übrigen hat jede einzelne Klasse ein Sparbuch, das den Jungen erlaubt, ihr Reisegeld in vielen kleinen Teilzahlungen langfristig anzusparen. Die Zinsen der Sparkasse fließen wiederum dem Unterstützungsfonds zu. So wird auch der Sparbetrieb systematisch entwickelt und erzieherisch ausgewertet.

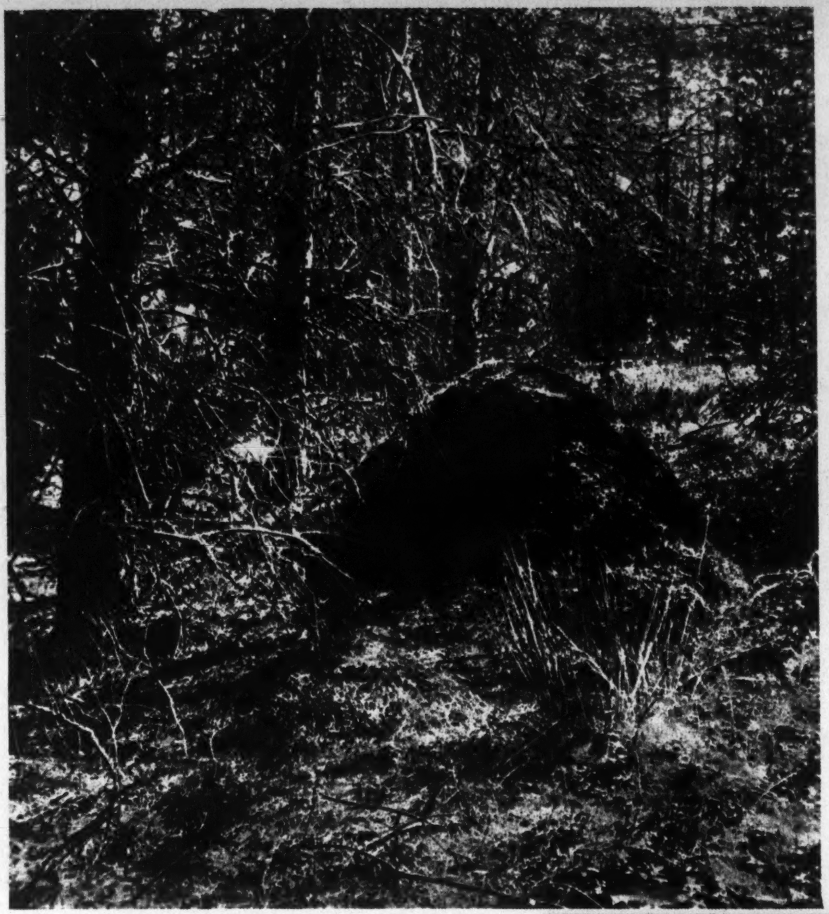
Endlich ist es nun soweit. Morgen geht die Reise los. Fieberhaft schnüren 43 Jungen ihre Bündel, kommen vor lauter Aufregung nicht in den Schlaf und drängen sich am andern Tage viel zu früh auf dem Bahnhof. Die zahllosen Ermahnungen der abschiednehmenden Mütter rauschen vorbei. Schon fährt der Zug. Schon sind sie da. Der Lehrer hat das Kommando. Er teilt die Klasse in Gruppen, belegt die Schlafräume und bildet die Tischgemeinschaften, ernennt die Obleute und bestimmt die Ordnungsdienste. Alles ist neu für unsere Jungen, welche noch nie von Haus fort waren und hier erste Selbständigkeiten lernen. So macht ihnen das Bettenbauen und Tischdecken ebensoviele Mühe wie das Einräumen der Spinden und zwingt sie von vornherein zu gegenseitiger kameradschaftlicher Hilfe. Des Lehrers Frau ist mitgekommen, und in Haus und Hof hantieren drei freiwillige Kochmütter. So sind auch weibliche Hände genug zur Stelle, die zumal im Waschraum noch unentbehrlich sind. Aller Anfang ist schwer. In den nächsten Jahren werden die alltäglichen Lebensverrichtungen schon von selbst gehen, aber immer bleiben sie auf die Gemeinschaft abgestellt und in dieser Richtung erziehungswirksam. Man denke nur an das gemeinsame Sichwaschen, Brausen und Baden, an die heilsame Oeffentlichkeit der Körperpflege, wo jeder jeden beobachten kann und keiner dem andern nachstehen will. Wieviele Jungen kommen mit funkelnagelneuen Zahnbürsten ins Heim und zeigen durch ihre ungeschickte Hantierung, daß sie deren Gebrauch zu Hause nicht gewohnt sind. Wir wollen lieber nicht fragen, wer denn in der Familie tägliche Ganzwaschungen übt, wer regelmäßige Morgengymnastik macht, wer bei offenen Fenstern schläft und wer an eine gesundheitsgemäße Kost gewöhnt ist. Viele Beispiele praktischer Hygiene wirken durch die Kinder vom Landheim auf das Elternhaus zurück. Und wie lernen die Jungen draußen sich einfügen in ihren großen gemeinsamen Haushalt! Da haben sie ihre Betten zu machen, ihre Stiefel zu putzen, ihre Stuben zu fegen, in der Küche zu helfen, Kartoffeln zu schälen, Wasser zu pumpen, Geschirr abzutrocknen. Sie kommen aus sehr unterschiedlichen häuslichen Verhältnissen und stehen solchen Arbeiten ebenso unterschiedlich gegenüber. Doch müssen sie getan werden, wenn das Ganze bestehen soll. Für Egoismus ist da kein Raum. Größere Jungen haben auch Holz zu spalten, Kohlen zu schleppen, Mist zu fahren,



Beete zu graben, Handwerksarbeiten zu machen. Sind sie doch nicht Gäste draußen, sondern Besitzer, die sich ihr Heim selbst erarbeiten müssen. Gute Nachbarschaft im Dorf führt zur Landhilfe beim Bauern, beim Heumachen, beim Garbenhocken, beim Rübenziehen, beim Viehhüten. Dafür feiert man seine Feste zusammen, das Vogelschießen, das Ringreiten, die Sonnenwende, das Erntedankfest. So entsteht wahre Landverbundenheit der großstädtischen Jugend.

Aber unsere Kleinen fangen ja erst an, ihre ersten Gehversuche im Dorf zu machen. Ihr Unterricht ist den ganzen Tag praktische „Heimatkunde". Wenn sie morgens den Waldlauf und die Körperpflege hinter sich haben, feierlich die Flagge gehißt und tüchtig gefrühstückt, Stubendienst und Küchenhilfe erledigt und das Heim in Ordnung gebracht haben, dann wandern sie mit ihrem Lehrer auf allen Wegen durch und um das Dorf. Sie gehen von einem Hof zum andern und lernen zunächst die einfachsten Unterschiede zwischen Bauernhaus, Altenteiler, Kate, Scheune und Stall, besuchen Bäcker und Müller, Schmied und Stellmacher, das Gemeindehaus und die Dorfschule. Alles ist doch so ganz anders als in der Stadt. Tausenderlei gibt es zu fragen und zu erklären. Die Klasse will ein Modell des Dorfes bauen, und mit Feuereifer sind alle Jungen dabei. Da muß zunächst ein brauchbarer Grundriß geschaffen werden. In die Mitte kommt der Dorfteich, sein Umfang wird in Schritten festgestellt. Die Richtung und Länge der Straßen wird bestimmt. Die Häuser werden abgezeichnet und gemessen. Dann muß alles auf einheitliche Maße verkleinert werden. Die Mühe des Rechnens wird kaum empfunden, soviel Spaß macht die Arbeit. Niemand hält sie für Unterricht, und doch sind alle Schulfächer beteiligt, und sogar einige Fächer mehr, die es in der Schule nicht gibt. Nun werden die Häuser in Holz geschnitzt, mit Dächern versehen, angemalt und auf die Bodenpappe geklebt. Wiese, Feld, Wald, Moor, Bach und Teich unterscheidet man in der Farbe. So entsteht ein mehr oder weniger naturgetreues Abbild des Dorfes, eine Gemeinschaftsarbeit vieler kleiner Baumeister, deren Fähigkeiten der Lehrer gerade bei dieser Gelegenheit gründlich kennenlernt. Ist doch in erster Linie die ganze Arbeit ein Mittel zu höheren Zwecken der Erziehungskunst. Indem sie sich unmittelbar auf Anschauung und Erlebnis gründet und die Schüler mitten in das sie persönlich angehende Stoffgebiet hineinversetzt, indem sie ihre natürliche Wißbegierde weckt und den Tätigkeitsdrang zur Entfaltung bringt, entfernt sich die Pädagogik erfreulich weit von der Theorie, vom Buchwissen und vom Intellektualismus. Im Schullandheim wird das Kind als Ganzes erfaßt und zugleich an Geist und Seele, an Körper, Gemüt und Charakter gebildet.

Nach 14 Tagen reist die Klasse 6a wieder heim, begeistert vom gemeinsamen Erleben und so angeregt und „erholt", daß auch die Eltern froh und glücklich sind. Die Kinder haben durchaus das Gefühl einer Pause im Schulleben, aber es war eine wirklich „schöpferische Pause". Ihr Dorfmodell bringen sie mit und arbeiten noch lange daran, werfen immer neue Fragen auf, die den ganzen Unterricht befruchten und schließlich in eine neue Aufgabenstellung münden — für das nächste Jahr. Mit zunehmender Reife steigen die Anforderungen und die Leistungen. Eine Klasse löst die andere im Schullandheim ab. So wachsen die Schüler heran in enger Verbundenheit miteinander, als Arbeits- und Lebensgemeinschaft, in die auch ihre Lehrer und Eltern eingegliedert sind. So gewinnen sie Verständnis für Land und Leute, schlagen Brücken zwischen Stadt und Dorf, lernen ihre Heimat von Grund auf kennen und ihr Vaterland lieben. „Das Schullandheim ist sinnverbunden mit unserer Zeit, ist schönste aufbauende Politik, ist echt völkisch" (Hans Schemm).



Erlebnis am Ameisenhaufen

Von Erich Kloß

Aufnahmen: Fischer-Braunschweig

Wir waren so Bürschchen von zehn oder elf Jahren. Da fanden wir auf einem unserer sonntäglichen Streifzüge einen großen Ameisenhaufen. Diese interessanten Bauwerke waren in unserer Gegend leider ziemlich selten, und so reizte es uns, den Wunderbau näher zu untersuchen. Wohl in jedem frischen, unverdorbenen Dorfjungen steckt ja ein Stück Naturforscher. Es genügt ihm nicht, die Dinge nur von weitem anzuschauen; er möchte gern alles genauer untersuchen. Uns war damals kein Baum zu hoch, kein Graben zu breit, kein See zu tief; nicht leicht entging unsern Luchsaugen etwas, und so hatte jetzt der Ameisenhaufen das Pech, von uns entdeckt zu werden.

Nicht ohne Vorsicht pürschten wir uns an, denn wir sahen schon, daß die ganze Umgebung der Burg von Ameisen wimmelte. Und daß diese wehrhaften, angriffslustigen Tierchen sehr unangenehm zupacken konnten, das hatten wir oft genug erlebt. Vor den Ameisen hatten wir einen ziemlichen Respekt, denn wohl jeder von uns hatte schon welche im Hosenboden gehabt. Diese peinlichen Erfahrungen hinderten uns aber nicht, ganz dicht an den Bau heranzutreten.

Wir staunten. Welch ein Gewimmel! Der sonnige Julitag hatte offenbar alle Lebensgeister der munteren Krabbler

angeregt. Sie eilten davon, kamen von irgendwoher zurück, verschwanden in geheimen Kammern im Innern der Burg, schleppten Kiefernnadeln und Borkenstückchen, Harzklümpchen und Sandkörnchen als Baustoffe herbei und entfernten sich mit Abfallstoffen. Schon hatten uns einige entdeckt und kletterten an unseren nackten Beinen empor. Unter die Hosen aber durften sie uns nicht kommen, und immer wieder stampften wir fest auf, um die kleinen Angreifer abzuschütteln.

„Wer traut sich da hineinzufassen?" fragte einer, und schon streiften wir alle den Aermel hoch. Kaum waren wir mit der Hand dicht über dem Haufen, da begannen die Feuerspritzen der Verteidiger zu arbeiten. Unzählige Fontänen schossen uns entgegen, wasserklare, silberglänzende Ströme von Ameisensäure. Ganz streng und sauer war der Geruch, der sich über dem Haufen verbreitete. Da legte Hans seine Hand auf den Haufen. Gleich war sie über und über von Ameisen bedeckt, die mit ihren winzigen Kieferzangen kräftig zubissen, als wollten sie den Gegner umbringen. Doch die Bisse schmerzten nicht. Es gehörte wirklich kein Mut dazu, in den Haufen zu greifen. Darum, und weil keiner feige erscheinen wollte, packten wir alle zu, nahmen eine Handvoll Spreu vom Haufen, ließen sie fallen, streiften die Ameisen ab, griffen wieder zu. Zwischendurch führten unsere Beine einen Indianertanz auf. Eine ganze Weile ging das so.

Da schraken wir zusammen. „Was macht ihr Bengel da?" fuhr uns eine Männerstimme barsch und drohend an. Zwei kräftige Fäuste packten zu und rissen uns unsanft zurück.

Wir standen wie versteinert: der Jagdaufseher! Sein Gesicht war kirschrot vor Aerger; seine Augen blitzten uns durchdringend an, und seine Haltung blieb drohend. Ich werde das Donnerwetter niemals vergessen, das sich damals über uns entlud. Der Jagdaufseher war für uns der Allgewaltige. Gegen ihn gab es keinen Widerspruch. Zudem wollten wir es mit ihm auf keinen Fall verderben, denn er war bislang immer freundlich zu uns gewesen. Wohl jeder von uns hätte Jagdaufseher sein mögen, schon wegen der Flinte und der schmucken Uniform. Wir hatten ihn schon ein paarmal draußen getroffen, und jedesmal hatte er sich mit uns unterhalten. Er erzählte uns, wie schwer es Hase und Kaninchen, Fuchs und Reh und andere im Winter haben und daß man die Tiere nicht jagen und erschrecken dürfe. Er schilderte uns, wie die Vögel ihr Nest bauen, wievielen Gefahren die Gelege und die Jungen ausgesetzt sind und daß es doch eine große Gemeinheit sei, Vogelnester auszunehmen. Er ließ uns durch eine Lupe gucken und zeigte uns, wie hübsch selbst ein Sandkörnchen aussieht, wenn die Sonne darauf scheint. Er machte uns darauf aufmerksam, daß alles sich über sein kleines Leben freut, der Käfer, der

Schmetterling, die Raupe, der Wurm. „Beobachtet die Tiere, wo ihr könnt, aber beunruhigt und stört und tötet sie nicht. Zeigt, daß ihr anständige Jungen seid!" So etwa hatte er zu uns gesprochen. Und wir hatten aufmerksam zugehört. Er stand ganz hoch in unserer Achtung — nicht nur der Flinte wegen. Und nun...

Er besah sich den Ameisenhaufen genau. Mit Stöcken hatten wir nicht hineingestochert, das erkannte er gleich, und diese Tatsache schien ihn etwas milder zu stimmen. Er hängte die Flinte an einen Ast und sagte, noch immer ziemlich grob: „Kommt mal her! Seht, wieviel Millionen von Hölzchen mußten die fleißigen Tiere zusammentragen, bis der Bau entstand! Und alles haben sie planvoll aufgeschichtet und geordnet. Unzählige Gänge durchziehen die Burg, und überall hat sie Kammern und Räume. Und tiefer noch, als sie hoch ist, führt sie in die Erde hinein. Und nun habt ihr ihre Einfahrten verschüttet. Die Tiere brauchen Stunden und Tage, bis alles wieder richtig in Ordnung ist. Seht, wie hastig sie durcheinanderwimmeln! Und dabei haben sie jetzt mehr zu tun, als bloß ans Bauen zu denken! In den Kammern liegen die Puppen und Larven, das sind ihre Kinder. Die müssen gesonnt und gefüttert und gepflegt werden. Dieser Haufen hat wohl achtzigbis hunderttausend Bewohner, und jeder einzelne hat seine bestimmte Arbeit. Guckt mal hier!"

Und er zeigte uns die Straßen, die vom Bau hinweg dreißig, vierzig Meter in den Wald führten. Jedes Gräslein, das den Hin- und Hereilenden den Weg versperrte, war abgebissen und entfernt. Glatt mußten die Wege auch sein, damit sich auf ihnen der lebhafte Verkehr und Transport möglichst schnell und unbehindert abwickeln konnte. Und was schleppten sie außer den Baustoffen noch alles herbei: Käferbeine, Schmetterlingsflügel, Fliegen, Mücken, den Kopf, das Bruststück, den Hinterleib einer grauen Motte. Und hier hatten acht, neun Arbeiter eine große Raupe gepackt. Sie zogen, schoben, zerrten und quälten sich ab, und langsam nur kamen sie vorwärts. Wie mußten sie sich plagen!

„Beobachtet, wie sie sich betrillern, wenn sie sich unterwegs treffen!"

„Betrillern?" fragte Paul. — „Ja, wie sie sich mit den Fühlern betasten. So tauschen sie Nachrichten aus. Das ist ihre Sprache. Sie erzählen sich, wo Beute zu holen ist und wie es zu Hause aussieht. Und wenn eine Hunger hat, so gibt ihr die andere, die mit vollem Kropf heimkehrt, gern etwas ab. Und ohne weiteres packt jede zu, wo Arbeitskraft gebraucht wird. Beobachtet auch, wie die leergehenden Ameisen den mit Beute beladenen Platz machen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen! Ja ja, man kann von diesem Völkchen schon allerlei lernen! Bei ihnen geht Gemeinnutz tatsächlich vor Eigennutz!"

Wir beugten uns tief über die Straßen der winzigen Waldbewohner, und bei jedem Schritt guckten wir erst, ob wir auch keine träten. „So ist es recht!" lobte uns freundlich der Jagdaufseher. Er war nicht mehr so ärgerlich, und wir fühlten, daß es ihm Freude bereitete, uns von seinen Schützlingen zu erzählen. „Ihr müßtet einmal erleben, wie die Ameisen schwärmen!"

„Sie haben doch keine Flügel!" warf Hans ein.

„Es ist bei den Ameisen so: Es gibt mehrere Königinnen, vielleicht bis hundert in einer Burg. Das sind die Mütter des Ameisenstaates. Sie haben nur die Aufgabe, Eier zu legen. Im Frühling nun kommen unzählige geflügelte Weibchen und Männchen aus den Puppen, die sich sofort zum Hochzeitsfluge, also zum Schwärmen, rüsten. Unruhig rennen sie auf dem Haufen hin und her, laufen durcheinander und üben ihre zarten, durchscheinenden Schwingen, daß es glitzt und blitzt. Die Kuppe der Burg ist dann wie von duftigem Schaum überzogen. Zwischen den Geflügelten laufen die ungeflügelten Arbeiterinnen hin und her. Sie bringen süße Speise und legen sie ihren Schützlingen vor, schmieren sie ihnen auch in den Mund. Doch Hunger scheinen die flirrenden Massen nicht zu haben. Wenn ihre Unruhe aufs Höchste gestiegen ist, erheben sie sich plötzlich und schweben in silbernen Wölkchen zwischen den Stämmen empor, wehen hinauf, sinken ab, ballen sich zusammen und ziehen sich zu einem schimmernden Feenschleier auseinander.

Ich habe das Schwärmen oft beobachtet. Eine zweite Ameisenwolke kommt herangeweht, eine dritte, vierte. Sie vereinigen und trennen sich, wirbeln durcheinander, steigen hoch empor und entschwinden unserm Blick. Und wir stehen und staunen und lauschen auf das feine Singen aus der Luft, das wie Harfenton zu uns niederklingt.

Eine Stunde nur währt der Hochzeitsreigen, der Taumelflug. Er ist für die kleinen Wesen eine Stunde höchsten Glücks. Dann sinken einzelne Flieger müde herab, ermattet, kraftlos, verweht. Viele folgen. Die Halme sind übersät von den silberflügeligen Tierchen. Planlos und ziellos taumeln sie hin und her. Es sind todmüde Männchen, deren Lebenszweck erfüllt, deren Lebensuhr abgelaufen ist.

Die Weibchen aber werden von den Arbeiterinnen aufgesucht. Sie beißen ihnen die Flügel ab, die in den Gängen der Burg ja nur hinderlich wären, und bringen sie in die schützende Burg zurück.

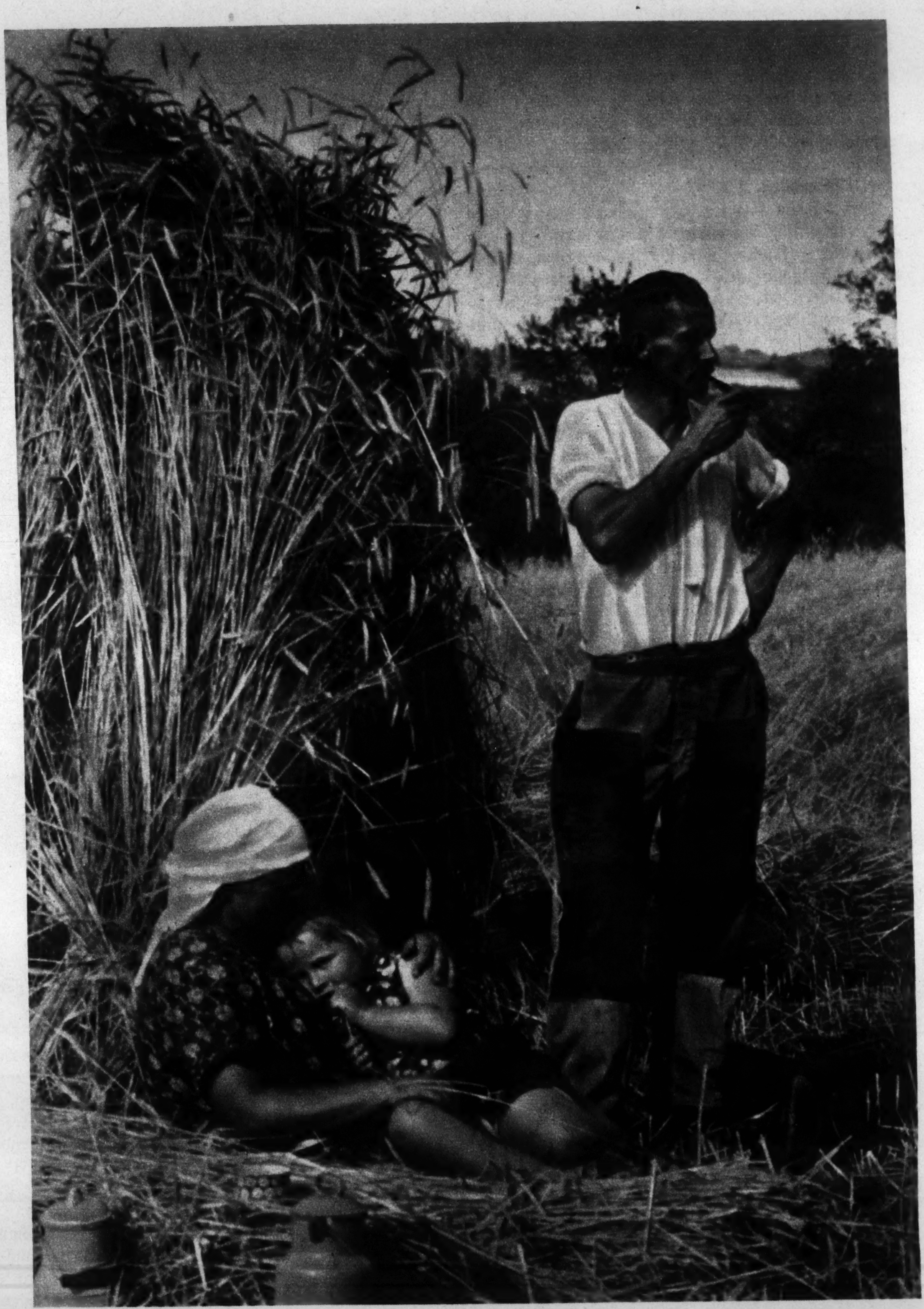
Und nun werden die Weibchen Eier legen. Ein neues Geschlecht wird erstehen, das den Hügel immer höher türmt und den Wald von Forstschädlingen befreit . . ."

Andächtig hatten wir zugehört. Unser Freund hatte uns alles mit soviel innerer Anteilnahme erzählt.

„Und seht ihr: man hat festgestellt, daß ein Haufen mit etwa hunderttausend Bewohnern ungefähr einen Hektar Wald vollkommen vor Insektenfraß zu schützen vermag. Ein fünfhundert Hektar großes Waldgebiet, das man mit dreihundertvierzig Ameisenhaufen besiedelt hatte, blieb bei dreimaligem Nonnenfraß und einmaligem Forleulenfraß vollkommen verschont, während die umliegenden Waldbestände den Forstschädlingen zum Opfer fielen."

Er hatte das alles ganz ruhig, aber nachdrücklich gesagt. Dann nahm er die Flinte vom Ast, warf sie sich über die Schulter, gab jedem von uns freundlich lächelnd die Hand und ging weiter, ohne auch nur eine einzige Ermahnung auszusprechen.

Ganz sicher hat niemals mehr einer von uns einen Ameisenhaufen zerstört! Und wenn ich heute, beim Betrachten unserer schönen Photos, an dieses Jugenderlebnis denke, so weiß ich, daß dieser einfache Forsthüter nicht nur ein echter Heger und Tierschützer, sondern auch ein geborener Erzieher war!



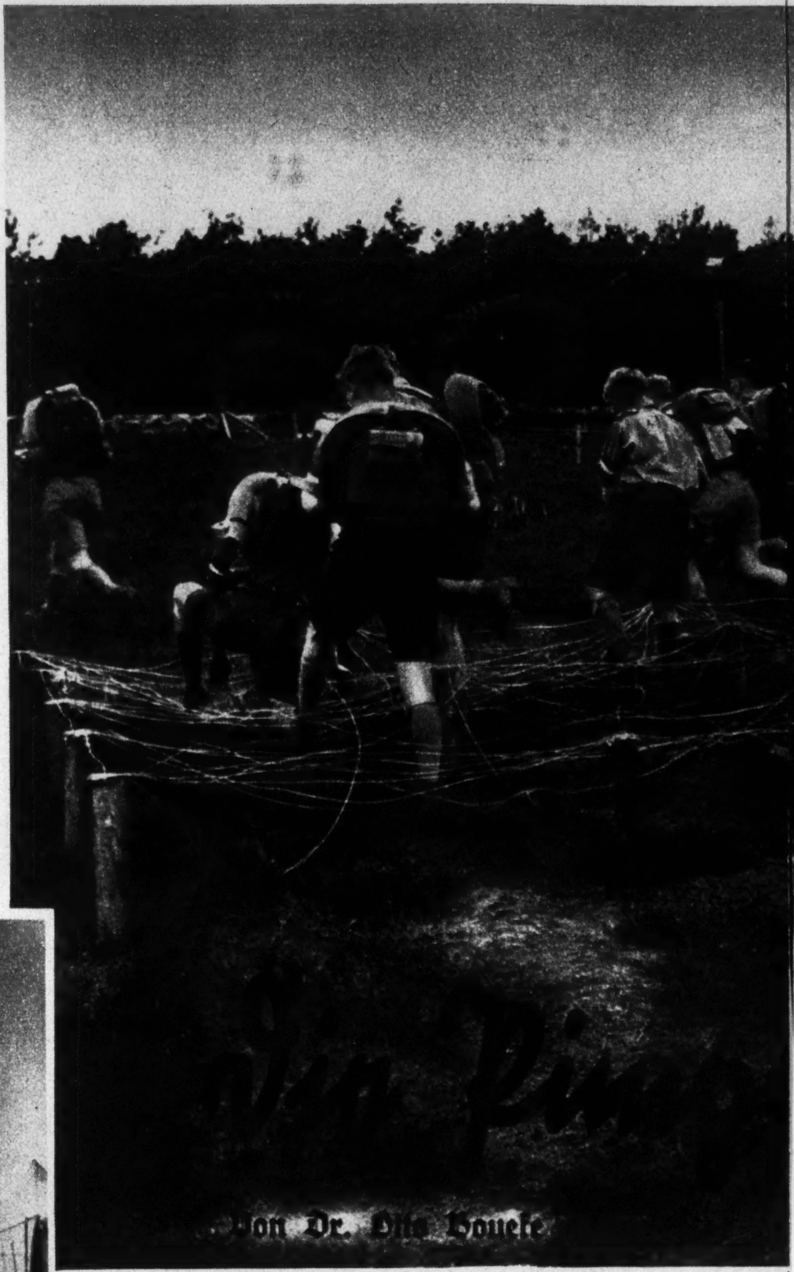
Mittagsrast

Aufnahme: Elisabeth Hase

Noch vorgestern war der Himmel voll grauer Wolken gewesen. Unablässig war der Regen niedergegangen. Als aber die Pimpfe gestern um die Mittagszeit heranrückten und sich auf dem Marktplatz sammelten, strahlte die Sonne wieder aus blauem Himmel.

Pimpfe haben eben immer Glück. Da stehen sie nun wohl ausgerichtet.

Nach langem Warten kommt endlich das erlösende Kommando. Sie können ins Privatquartier. Auch da wissen sie, was sich gehört. Schuhe abstreifen, Händewaschen und nur reden, wenn man gefragt wird. Wer hat den kleinen wilden Trabanten das gesagt? Die Eltern, die Lehrer? Ja. Aber: das ist es nicht allein. Jeder gehört zu der kleinen Armee, bei der Ordnung Selbstverständlichkeit bedeutet, in der keiner auffallen darf. Das ist der Grund. Das wissen sie alle. Der Mordshunger ist erstaunlich bald gestillt. Schnell noch die Taschen voll Obst. Einer von den vier kleinen Gästen, die an meinem Tisch sitzen, ist gleich ihr Führer und meldet, daß in acht Minuten auf dem Markt angetreten sein müsse. Die Hacken schlägt er zusammen: Wir danken auch für das schöne Essen! Ich lache meine Frau an; das hätten wir nicht erwartet. Unser Kleiner von drei Jahren hat heimlich durch die Tür geguckt. Das alles hat ihm Respekt verschafft. Er weiß jetzt, was er werden will: ein Pimpf.

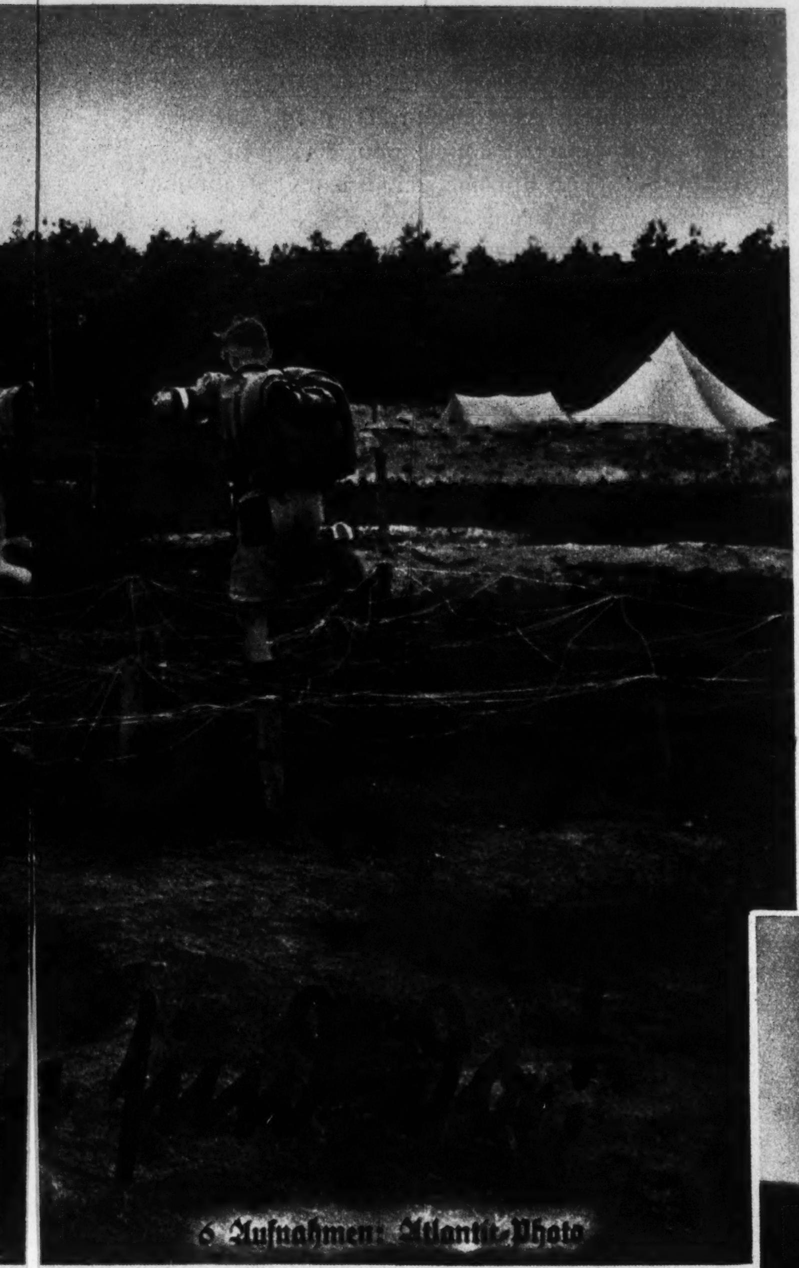


Von Dr. Otto Boueke

Mit klingendem Spiel geht's dann aus dem Städtchen: auf den „Sportplatz".

Und nun kommt der große Hindernislauf, das Ereignis des Tages. Zwei Stunden lang habe ich dabeigestanden und, ohne es zu wissen, mitgemacht, angefeuert und geholfen. Das war ein tolles Stück! Ohne Zeug unter die Zeltbahn gekrochen. Ein Pfiff, und raus aus dem Zelt, rein in den Anzug, einen Apfel rausgeholt aus dem Kartoffelkorb — nicht so einfach, da er bis obenan mit Erdäpfeln gefüllt — in die Tasche gesteckt, rüber über die hohe Bretterwand. Etwas hoch, ja, aber einer von der Mannschaft schafft es immer, und von ihm werden die Kleinen gepackt und rübergerissen.

Das wissen sie alle: auf die Leistung aller kommt es an. Kleine und Große, Zarte und Starke, sie müssen zusammen am Ziel sein. Diese Kameradschaft ist die erste Forderung ihres Kampfes. Nach der Holzwand ist ein fünf Meter breiter Graben zu überqueren, über den ein Stamm geworfen.



6 Aufnahmen: Atlantic-Photo

Dann über Stricke gesprungen und unter Gestrüpp durchgeklettert. Daß da auf dem Boden gerade Brombeerranken sind, ist eben nicht zu ändern. Weiter den Berg rauf und runter und einen Hechtsprung durch zwei Autoreifen, die, einen halben Meter voneinander entfernt, im Baum hängen, bis man plötzlich an der hohen steilen Sandwand steht. Die Kleinen kostet es eine halbe Sekunde Ueberwindung, den Sprung zu wagen. Sie springen ab, taumeln, purzeln und — verstecken nachher ihr abgescheuertes Knie. Den Apfel dann schnell in den hohen Korb geworfen und wieder angetreten. Richtung: Augen rechts! Die Uhr stoppt. Tausend Meter mit allen Hindernissen, mit Fallen und Aufstehen und mit An- und Ausziehen — wie bei der großen SA. — zusammen nur 7 Minuten 21 Sekunden. Rührend ist das Melden. Kaum bringt der Fähnleinführer, die Hand noch am Schlips, der schief sitzt, ein Wort heraus, so sehr schlägt das Herz an die Rippen.

Und dann ein Neues: Kampfball. Alles ist erlaubt! sagt mir der Jungbannführer. Aber wirklich, da war alles erlaubt. Stoßen, rempeln und boxen. Nur den Ball ins Tor bringen. Es gehört schon etwas dazu, ohne mit grünen und blauen Flecken den Kampfplatz zu verlassen. Aber, wie gesagt, Pimpfe haben Glück, es war nichts geschehen.

Und dann Werfen, Springen, Dreikampf. Immer siegt nur das Fähnlein, der Jungzug, die Schar, kein einzelner. Der Starke muß immer dem Schwachen helfen. Das fordert ihr Spiel — genau wie später einmal das Leben. Wenn das die Alten auch schon in ihrer Jugend gespielt hätten, denke ich, sie ständen nicht oft so hoffnungslos unverständlich neben- und gegeneinander und hinter unserer Zeit.

Und zum Schluß — Höhepunkt — das große Drachensteigen. Jedes Fähnlein hat einen gebaut. Es sind die alten Formen und auch neue; bemalte und solche aus rohem Packpapier. Die Entwurfsidee wird gewertet (bei fremder Hilfe werden Punkte gestrichen), die Ausführung, der Start und die Höhe. Von den nicht alltäglichen Formen, den Sechs- und Achteckern, den Fledermäusen und Rumplertauben, bleibt nur einer in der Luft. Von den deftigen, gewöhnlichen, ja primitiven, sind es dagegen fünf, die steil hochgehen. Das Drachensteigen gefällt nicht nur den Pimpfen. Auch die großen Brüder, die SA., die Väter und die Großväter sind dabei. Endlich mal

wieder Drachensteigen. War dafür in den vergangenen Jahren keine Zeit? Erschien es der Jugend zu unmodern oder war es zu schwer?

Wieder rufen die Fanfaren, tausend Pimpfe rennen, alles ist ein braunes Knäuel auf der Wiese. „In drei Gliedern der Größe nach!" höre ich einen Dreizehnjährigen mit stramm erhobenen Arm in das Durcheinander brüllen.

Das ist nicht so einfach, hoppla, hopp; aber nun stehen sie doch da. Der Zugführer von den Trommlern knurrt zwischen den Zähnen: „Da fehlt doch noch jemand in meinem Stall!" Der Nachbar meldet und als wäre es ein kleiner Leutnant, höre ich ihn wettern: „Das kommt von dem albernen Drachensteigen!" Die Stöcke wirbeln auf den Häuten der Landsknechtstrommeln. Die Trommel haben sie sich selbst gemacht, daher auch gleich groß genug. Dem Kleinsten reicht sie fast bis an den Hals; das ist nicht zum Lachen, das ist eben Dienst. Etwas schwer zu tragen, ja, aber dafür ist man auch Trommler. Wie schauen sie nur drein, diese Trommler? Die Gesichter gespannt, voller Eifer und Energie. Diese Dreikäsehochs, die doch schon ganze Kerle sind.

Und nun das Zünftigste von allem. Die Pimpfe haben nicht nur ihre Meldestube, ihren Verbandsplatz, sie haben auch ihre Großküche. Die Leitung liegt seit Jahren in der bewährten Hand des vierzehnjährigen Max, der von Speckerbsen „was los" haben soll. Brennholz brauchte man ihm noch nie zu liefern. Und darauf ist er stolz.

Langsam dämmert es. Wieder stehen die tausend Pimpfe im offenen Viereck um ihren Führer. Die siegreichen Fähnlein erhalten Anerkennung. Die Züge gestrafft, nichts merken lassen von der Freude, so strecken sie die Hand hin und nehmen als Belohnung ihr Buch oder ihr braunes Hemd.

Das Buch lesen sie alle, das braune Hemd bekommt der Bedürftigste. Das ist alles so einfach, als könnte es gar nicht anders sein. Alle reißen sich beim Kampf zusammen, einer steht für den andern — und einem armen Kameraden ist geholfen.

Schon singen sie wieder. Immer wenn eine Pause da ist, singen sie. Und was singen sie da? Wie heißt das? Der Junge weiß nichts von Liebe, weiß nicht, wie scheiden tut. Nein, das wißt ihr noch nicht! Aber ihr wißt Besseres. Ihr wißt, daß Deutschland alles, und Treue und Kameradschaft mehr ist, als aller sentimentaler Plunder.

Der Himmel will schon grau werden. Der Wind hat sich aufgetan, da sehe ich noch einmal vom Berge hinter ihnen drein, wie sie in langen Reihen die Landstraße entlangziehen. Eine endloses Heer, so scheint es von weitem. Ich muß lange hinter ihnen herschauen und achte nicht den Wind, der heult. Ganz von weit her höre ich es noch herüberschallen: „Und heute hört uns Deutschland" . . .

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

(9. Fortsetzung.)

Als Gerd dann schwieg, sagte sie leise und traurig:

„All dieses darf sein, doch ohne mich! Immer sagt mein Vater den einen Satz aus der Bibel: Und Gott sah an alles was er gemacht hat und siehe, es war sehr gut! Nur nicht für mich! Wenn dieses andere Leben wirklich so ist, wie Sie sagen, dann macht es froh und beglückt. Wenn es aber froh macht, kann es nicht schlecht sein. Und ist es gut, so ist es aus Gott; ist es aber nicht gut, so kann es keine Freude bringen, die von Dauer ist. Was ist da Wahrheit?"

Gerd erwachte aus seinen Träumen. Bei dieser schweren Frage wurde ihm bange. Nun erkannte er auch die Verantwortung, wenn er das junge Mädchen herausforderte. Und doch: sie war ein Mensch mit einem Herzen voll Sehnen. Sie durfte nicht verkümmern. Einmal mußte sie wissen, was diese Welt alles birgt. Wenn sie dann zurück wollte in ihre Umgebung, so mußte sie das wissen.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, Anna", brach Gerd das Schweigen. „Leben wir denn nicht wirklich? Warum bestreiten Ihre Leute das? Sehen Sie, wir, die ihr uns ‚Weltkinder' nennt, bejahen dieses Leben, das ihr verneint. Darum können wir auch die kleinen Freundlichkeiten bedenkenlos nehmen. Müßt ihr nicht immer erst euer Gewissen beschwichtigen, bis ihr euch von ganzem Herzen einmal freut? Wenn Sie wüßten, wie wir die Menschen mit den frömmelnden Mienen verachten, die all das ablehnen, wonach sie insgeheim aber ein Verlangen haben! Da können all die Liebeswerke der Frommen nichts dran ändern. Mit einem Stück Brot kann man wohl einen kleinen Hunger stillen, aber keine Sehnsucht. Sie werden nicht eher wieder froh und unbekümmert, bis Sie dieses andere, buntschillernde Leben einmal gesehen haben. Darum sollen Sie einmal nach Rostock fahren. Dann werden Sie es wenigstens wissen, ob es einen Sinn hat, zu begehren."

Bei diesen schnell gesprochenen Sätzen war es Anna, als gösse ihr jemand heißes Blei in die Adern. Und mit einem Mal wurden die vielen, immer zurückgedrängten Wünsche so lebendig, so wirklichkeitsverlangend, daß sie lächelnd aufstehen konnte. Sie atmete tief und sah Gerd mit blitzenden Augen an.

„Ja, das könnte wahr sein. Es ist gut. Wenn Sie wollen, fahren wir morgen nach Rostock."

*

Den nächsten Morgen fuhren sie in der Frühe.

Viel zu schnell eilen die Stunden dahin, dachte Anna, als sie die ungewohnte Geschäftigkeit sah. Nachdem sie die Hauptstraßen Rostocks durchwandert hatten, führte Gerd sie in ein Restaurant, wo sie zu Mittag aßen. Nachmittags fuhren sie nach Barnsdorf hinaus.

Die Anlagen standen in Vollblüte und hatten zahllose Bewunderer hinausgelockt. Mit verklärtem Gesicht schritt Anna langsam neben Gerd her. Kaum hörte sie die vielen Erklärungen, auch auf die Hinweise achtete sie nur mechanisch. Sie sah nur und sah.

Nachdem sie wohl eine Stunde lang durch die botanischen Gärten gewandert waren, lenkte Gerd seine Schritte nach einem der reizenden Kaffeehäuser, wo auf den mit Blumen umrankten Terrassen schon viele Gäste beieinander saßen. Sie fanden einen hübschen Platz. Gerd bestellte eine Erfrischung.

Die vielen wechselvollen Eindrücke und die frohe Umgebung von fröhlichen Menschen machten Anna, die heute sorglos wie ein Kind in die Welt sah, zu einem schönen Mädchen. Gerd wollte ihr deswegen gerade eine Schmeichelei sagen, als er sich angesprochen hörte. Hinter ihm stand sein Freund Johannes Stahmer aus Schwerin in Begleitung einer jungen, sehr elegant gekleideten Dame.

„Potztausend, Gerd, bist du es oder trügt mich meine Brille?"

Gerd war schnell aufgestanden und reichte dem Freunde die Hand, die dieser lange festhielt.

„Du täuschst dich wirklich nicht, Johannes. Ich bin es, wie ich leib und lebe."

Da mußten sie sich zuerst eine Weile wortlos ansehen. Inzwischen musterten sich die beiden jungen Mädchen.

„Wenn es dir recht ist, so wollen wir euch Gesellschaft leisten, nicht wahr, Minchen?"

Seine Freundin nickte.

Nachdem Johannes Stahmer sie mit seiner Begleiterin bekanntgemacht hatte, stellte Gerd Anna als die Tochter seines Lehrmeisters vor, der er einmal das Treiben der Großstadt zeigen wolle.

Zuerst konnte Johannes' Freundin es nicht begreifen, daß es heute noch ein Mädchen geben könne, die nicht einmal in Rostock gewesen sei, obschon sie doch nur einen Steinwurf entfernt davon aufgewachsen war. Dann lauschte Anna den übersprudelnden Worten der kleinen Dame. Inzwischen tauschten die Freunde ihre Erlebnisse aus den letzten drei verflossenen Jahren aus.

Johannes Stahmer erzählte, daß er die Stelle bei der Postdirektion in Schwerin aufgegeben habe, weil er ohne dauerndes Verbeugen nach oben keine Karriere sah. Jetzt habe er in Rostock bei einer Versicherungsgesellschaft eine ausreichende Stellung gefunden. Er habe sich gut eingearbeitet, so daß die Direktion plane, ihm eine Geschäftsstelle zu übergeben. Wo, wisse er allerdings noch nicht. Nach allem, was er darüber gehört habe, würde es irgendwo in Mittel- oder Westdeutschland sein.

Gerd freute sich über all das aufrichtig.

„Na, und was machst du denn eigentlich?" fragte Johannes.

Bei dieser Frage wurde Gerd unsicher. Als er den auf Anna gerichteten Blick zu verstehen glaubte, lachte er.

„Nein, Johannes. Noch einige Wochen, dann habe ich meine Lehre beendet. Ich will die Maschinenbauschule besuchen. Vielleicht in Cöthen. — Ja, Johannes, ich habe drei ganze Jahre verloren durch die ausgemachte Dummheit in Schwerin."

Er nickte vor sich hin.

„Befriedigt dieser Beruf dich vollends?"

„So ganz nicht. Aber vielleicht liegt das an den Verhältnissen und der ganzen Umgebung", versuchte Gerd auszuweichen. Dann deutete er kurz an, in welchem Hause er lerne.

„Dumme Sache. Na, Gerd, aushalten. Die paar Wochen bekommst du auch noch rum. Ist gut, daß du einen klaren Kopf behalten hast."

Unter diesen Gesprächen verging die Zeit sehr schnell.

„Hast du über den Abend schon verfügt?" fragte Johannes Stahmer.

Gerd sah auf Anna, die die Schultern fragend hob.

„Verfügt? Nein und ja. Wir beabsichtigten, uns ‚Die Fledermaus' anzusehen", erwiderte Gerd unsicher.

„Das wäre schade", meinte darauf die Freundin von Johannes, „wir wollten heute abend in die Stadthallen. Dort wird eine Revue gegeben."

Gerd überlegte, während Anna unschlüssig auf ihre Hände sah. Sie ginge auch gern einmal in eine Revue, meinte sie dann leise.

Gerd mußte lächeln.

„Gut, gehen wir also zusammen", entschied Johannes. Er sah auf die Uhr. „Wenn wir vorher aber noch zu Abend essen wollen, wird es Zeit zum Aufbruch."

Anna Nelsen hatte sich von einem Theater eine andere Vorstellung gemacht, um so mehr, als Gerd ihr niemals von einer Revue erzählt hatte. Zwar bedachte sie, daß dieses ja kein Theater im eigentlichen Sinne, mehr wohl ein Vergnügungslokal sei. Aber ein Gefühl des Unbehagens konnte sie nicht los werden, als sie den matt erleuchteten Saal betraten. Auch Gerd mußte sich zuerst an diese etwas lockere Umgebung gewöhnen.

Statt der langen Stuhlreihen waren die Plätze im Halbkreis um eine Tanzfläche gruppiert, die bis an die hohe, prunkvolle Bühne heranreichte, von der, etwas abseits, eine Kapelle musizierte. An den Längswänden des Saales sah man prunküberladene Nischen, in denen junge Damen in glänzenden Roben mit Inflationsgrößen in Frackanzügen bei Sekt und französischen Likören saßen.

Nachdem sie einen guten Platz gefunden, und der Kellner eilfertig nach ihren Wünschen gefragt, bestellte Johannes Stahmer Wein, von dem er behauptete, daß er trinkbar und im Preise angemessen sei.

Die Darbietungen des Varietés machten auf Anna Eindruck. Dagegen schien sie für die Revue keine Begeisterung zu finden. Für das einfache Mädchen war es zu peinlich, die fast nackten Körper der schöngewachsenen, in Parade aufmarschierten und im Rhythmus sich bewegenden Tänzerinnen in Gegenwart ihrer Begleiter zu sehen. Gerd fand das Tempo zu übertrieben, aber nicht so aufdringlich, wie Anna Nelsen das glaubte. Die Handlung war ihm zu lose aneinandergereiht, als daß sie Beachtung finden konnte, wenn auch einige Lieder gar nicht übel waren. Dagegen war Johannes Stahmer milder in seinem Urteil. Er fand alles Dargebotene nett, harmlos und fidel.

Nach der Revue brachte ein Tänzerpaar noch verschiedene Phantasietänze, die mit Tanz allerdings nichts mehr zu tun hatten, sondern nur akrobatische Kunststücke zeigten. Dagegen ernteten der Humorist und der unvermeidliche sächsische Komiker stürmischen Beifall, an dem sich auch Anna gern beteiligte.

Unter diesem kurzweiligen Spiel waren die Stunden schnell verflogen, so schnell, daß Gerd erschreckt bemerkte, daß der letzte Zug nach Goldbeck bereits in einer Viertelstunde abfuhr. Johannes Stahmer wehrte ab.

„Schaffen wir bestimmt, meine Herrschaften, nur keine Sorge deswegen."

Er rief nach dem Garderobenboy, der ihnen schnell die Ueberkleider brachte. Vor der Tür ständen Autotaxen genug, um sie auf dem schnellsten Wege zum Bahnhof zu bringen, meinte er beim Hinausgehen.

Aber das war ein Irrtum. Gerade um diese Zeit war keine Taxe mehr aufzutreiben. Inzwischen war die Zeit vergangen. Anna sah Gerd ratlos an.

„Tja, meine Teueren, da ist nun nichts zu machen", sagte Johannes Stahmer bedauernd. „Sie müssen die Nacht hier bleiben."

„Das sehe ich wohl ein", gab Gerd unwirsch zu. „Eine Taxe bis Goldbeck dürfte unserm Geldbeutel wohl nicht bekommen. Aber wo bleiben?"

Sie schritten über die Straße in ein Nachtkaffee.

„Gehen wir doch gemeinsam in irgendein Hotel", schlug Johannes' Freundin vor.

„Natürlich, Minchen. Ich werde mal telephonieren, wo wir noch ein Bett finden", entschied Johannes.

Nun konnte Stimmung wieder aufkommen, wenn Anna auch ihre Unruhe kaum zu verbergen wußte. Bald kehrte Johannes Stahmer wieder zurück.

„Es klappt schon. Brechen wir also auf." Er senkte seine Stimme zum Flüsterton herab. „Es hielt schwer, um diese Zeit noch ein vernünftiges Hotel zu finden. Darum sagte ich dem Portier, daß wir Hochzeitsreisende seien. Da ließ er sich denn erweichen."

Anna wurde sehr rot. Auch Gerd fühlte sich unbehaglich.

„Gerd, wir beide schlafen in einem, die Damen im anderen Zimmer", setzte Johannes hinzu, als er die ratlosen Gesichter sah.

„Also los!" erwiderte Gerd erleichtert.

*

Im Hotel regelte sich alles wie verabredet.

Am nächsten Morgen fanden sie sich schon frühzeitig beim Kaffee wieder. Johannes Stahmer und auch seine Freundin hatten große Eile, ins Geschäft zu kommen. Sie verabschiedeten sich von ihnen mit dem Versprechen, bald einmal wieder zusammenzusein. Gerd und Anna blieben noch sitzen.

Anna war wieder sehr still. Langsam kehrte der Alltag zurück und machte sie bange. Auch Gerd war nicht in bester Stimmung. Er dachte darüber nach, was werden solle, wenn ihr Ausbleiben über Nacht in Goldbeck bemerkt worden war.

Erst gegen zehn Uhr fuhr ihr Zug. Ohne viel zu sprechen, gingen beide zum nahen Bahnhof. Auch auf der Reise hing jeder seinen eigenen Gedanken nach.

In Kleinen hatte der Zug eine Stunde Aufenthalt. Langsam gingen sie auf dem Bahnsteig auf und ab. Gerd meinte, sie sollten den Wartesaal aufsuchen, doch wollte Anna davon nichts wissen. Es könnten zufällig Bekannte dort sein. Das sah Gerd wohl ein.

*

Die Konferenz in Blankenese hatte nicht den harmonischen Verlauf genommen, den Meister Nelsen erwartete. Besonders hatten ihn die Brüder vom Bundesvorstand streng getadelt, daß er es zugelassen habe, den Prediger wegen eines so verzeihlichen Vorfalles auszuschließen. Der Meister hatte den Brüdern darauf seinen biblischen Standpunkt eingehend klargelegt und mußte sich sagen lassen, daß er in bedenklicher Weise der Gesetzmäßigkeit des alten Testaments nahe käme.

Diese, seinem Empfinden nach ungerechte Rüge bestimmte den Meister, auf alle weiteren erbaulichen Zusammenkünfte mit den Bundesbrüdern zu verzichten und noch mit dem Montagfrühzuge wieder abzureisen. Unentwegt mußte er über diese Auffassung des Bundes nachdenken. Er kam aber doch nicht zu der Einsicht, daß er dem Prediger Unrecht zugefügt habe. Nein, er glaubte sogar, daß die Brüder im Bundesvorstand anfingen, zu „verweltlichen".

Zum Unglück mußte sein Zug nun gerade in Kleinen einlaufen, als Gerd und Anna auf dem Bahnsteig promenierten. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er die beiden in sonntäglichen Kleidern auf und ab gehen sah. Er ging schnell auf sie zu.

Anna erschrak beim Anblick ihres Vaters sehr. Sie wurde kreideweiß im Gesicht. Dem entging die Veränderung nicht. Sie bestärkte ihn in einem schnell aufkommenden Verdacht.

Zwar verlor auch Gerd für einen Augenblick die Fassung, doch dann straffte er sich schnell.

„Wo kommt ihr denn her?" fragte Meister Nelsen mit lauter Stimme, durch die ein böser Zorn drohte.

Gerd runzelte die Stirn. Er beobachtete, daß die Reisenden aufmerksam wurden und neugierig nähertraten.

„Das möchte ich Ihnen nicht hier erklären, Meister. Zu Hause ist wohl der bessere Platz dafür."

„Den Platz bestimme ich, verstehen Sie? Also raus mit der Sprache, wo kommt ihr jetzt her?"

„Beruhigen Sie sich doch, Meister", drängte Gerd. „Das alles ist so harmlos wie nur irgend etwas. Die Leute um uns her werden aufmerksam!"

„Was gehen mich die Leute an. Mögen sie zuhören, wenn es ihnen Vergnügen macht. Hier auf der Stelle will ich wissen, woher ihr kommt", schrie der Meister fast.

„Von Rostock", erwiderte Gerd und versuchte den Meister mit sich fort-

Neckerei Aufnahme: Hirt

zuziehen, um wenigstens vom Bahnsteig herunterzukommen.

Der Meister stieß ihn zurück.

„Hiergeblieben!" Er kniff die Augen böse zusammen. „Von Rostock kommt ihr? Was heißt das? Wieso, weshalb?"

„Vater, rege dich doch nicht so auf. Wir werden es dir schon erklären. Komm doch," mahnte Anna leise.

„Was habt ihr in Rostock getrieben?" fragte der Meister nochmals laut. „Wo wart ihr über Nacht?"

Anna sah hilflos auf Gerd. Der hatte den Kopf trotzig in den Nacken geworfen und sah seinen Lehrherrn ruhig an.

„In einem Hotel, selbstverständlich."

„Was?... Was?... In einem... einem Hotel?"

Er griff sich an den Kopf und sah wirr um sich. Um ihn her grinsten höhnische Gesichter. Die Reisenden ahnten, was hier vorgefallen sein könnte, und nur zu gern nutzten sie die Situation aus. Der Meister biß die Zähne zusammen. Schnell entschlossen schritt er dem Ausgang zu. Immer weiter, durch Anlagen, enge Gartenwege, bis sie den kleinen Wald erreicht hatten. Dort blieb er plötzlich hochatmend stehen.

Gerd kam mit ruhigen Schritten auf ihn zu.

„Kann ich in aller Ruhe mit Ihnen sprechen, Meister?"

„Kann mir schon denken, was Sie mir zu sagen haben. Habe euch ja Zeit gelassen, eine Ausrede zu erfinden."

„Ich verbitte mir ganz entschieden, mich hier zu beleidigen", begehrte Gerd mit einer Sicherheit auf, die zu anderer Zeit ihren Eindruck nicht verfehlt hätte.

Der Meister lachte höhnisch.

„Was wollen Sie? Sie wollen sich bei mir auch schon etwas verbitten? Sie, Sie Laffe, Sie...!"

„Vater", schrie Anna auf, „du weißt nicht einmal was los ist und dann sprichst du so? — Dann will ich dir alles genau sagen."

„Schweig! — Oder warst du etwa nicht im Hotel mit diesem Burschen da? Hast du dich nicht mit ihm rumgetrieben? He? Oder willst du mir eine andersrum gereimte Lüge auftischen?"

Gerd fuhr mit der Hand durch die Luft.

„Was soll man Ihnen denn sagen? Sie lassen einen ja nicht einmal zu Wort kommen. Gut, dann werde ich Ihnen die Beweise erbringen, daß Sie eine sehr verdächtige Phantasie haben."

„Was wollen Sie? Beweise? Sie und Beweise! Die werden auch genau so sein, wie Sie selbst einer sind. Wissen Sie, wer Sie sind? Ein Lump sind Sie, ein heimtückischer Lump! Hotel! Sie brauchen mir nichts mehr zu beweisen. Ich sehe gerade genug." Er zeigte auf seine Tochter.

„Meister, ich muß..."

„Ich sage es Ihnen noch einmal: Sie sind ein Lump, der sich bei mir eingeschlichen hat, um mein Kind zu verführen und zu schänden. Meinen ehrlichen Namen zu beschmutzen. Hab von Ihnen längst so etwas erwartet, Sie..."

Gerd schüttelte den Kopf.

Mit einem Blick voller Verachtung wandte sich der Meister ab. Dann riß er Anna an sich und ging hocherhobenen Kopfes wortlos an Gerd vorbei. Nach einigen Schritten rief er zurück:

„Scheren Sie sich dahin, woher Sie gekommen sind. Mein Haus hat keinen Platz mehr für Menschen, wie Sie einer sind!"

Damit ließ er den bestürzten Mann stehen und ging schnell davon. Anna drückte das Tuch an die Augen und folgte ihrem Vater.

*

Nach langem Umherirren suchte Gerd eine kleine Wirtschaft auf. Stundenlang sann er über dieses Unglück nach. Jetzt nach Hause fahren zu seinem Vater? Nein! Aber wohin denn?

Er zählte sein Geld. Der gestrige Tag hatte viel gekostet. Wenig mehr als drei Mark hatte er noch. Was sollte er damit anfangen? Weit konnte er nicht kommen.

Schon längere Zeit beobachtete ihn der Wirt. Er fragte ihn, ob ihm nicht gut sei. Doch, antwortete Gerd und be-

stellte ein neues Glas Bier, ohne von dem bestellten getrunken zu haben.

Als es dunkelte, beschloß er, nach Rostock zu fahren, um mit seinem Freunde zu beraten, was er jetzt machen solle. Wo mochte Johannes aber wohnen? Er hatte sich die Adresse nicht gemerkt. Auf dem Wege zum Bahnhof kamen ihm Bedenken, ob er nicht doch richtiger handeln würde, jetzt zu seinem Vater zu fahren, ihm alles zu erzählen, was sich zugetragen hatte. Es war doch alles so harmlos gewesen. Wie konnte der Meister ihm nur einen so furchtbaren Vorwurf machen?

Nein, nein, nicht zu seinem Vater, das war ganz zwecklos. Der würde nun, wo er in der Mutter keinen Fürsprecher mehr hatte, kein Verstehen zeigen. Jetzt würde auch die letzte, unsichere Brücke brechen, die der Tod seiner Mutter hergestellt hatte.

Kurz entschlossen löste er sich darum eine Fahrkarte nach Rostock. Während der Zug eilend dahinrollte, sann er darüber nach, wie er einen Ausweg finden könne. Aber so viel er auch sann und dachte, konnte er doch zu keinem Ergebnis kommen. Ermattet ließ er sich auf die Bank zurückfallen. Johannes Stahmer würde wohl einen Rat wissen, und nach dem wollte er sich richten. Damals hatte er die Hilfe von sich gewiesen und war seinen eigenen Weg gegangen, der ihn ins Unglück führte. Jetzt würde der Rat seines Freundes seine Rettung sein.

Es war fast elf Uhr, als er in Rostock ankam. Unschlüssig stand er auf dem großen Bahnhofsvorplatz. Wie und wo sollte er den Freund finden?

Nach ihm schier endlos erscheinenden Stunden im Wartesaal brach doch der Morgen an. Im Waschraum des Bahnhofes versuchte Gerd sich zu erfrischen und schlenderte dann um zehn Uhr vormittags zum Geschäftshause, in dem Johannes Stahmer arbeitete. Ein Diener führte ihn durch lange Korridore und hieß ihn dann in einem vornehm ausgestatteten Empfangszimmer warten. Nach geraumer Zeit erschien der Freund. Einen Augenblick lang sah er ihn sprachlos an, dann begrüßte er ihn sehr herzlich.

Gerd erzählte ihm stockend, was sich zugetragen hatte. Mehr als einmal schüttelte Johannes Stahmer verständnislos den Kopf. Als Gerd dann eine Pause machte und von seiner Ratlosigkeit sprach, meinte der Freund:

„Na, Gerd, jetzt erst mal den Kopf hoch. Wir werden schon Rat schaffen, verlaß dich darauf. Natürlich muß die Sache in Ordnung gebracht werden. Augenblicklich kann ich dich aber nicht begleiten, du verstehst. Hast du noch Geld bei dir?"

„Es reicht noch, danke", wich Gerd aus.

„Gut, dann erwarte mich um ein Uhr im ‚Augustiner'. Du kannst nicht fehlgehen, vom Hauptportal unseres Hauses aus gesehen, gleich rechts um die Ecke. Ich will versuchen, ob ich für heute nachmittag Urlaub bekomme, dann wollen wir alles reiflich überlegen. Ich erwarte dich bestimmt, Gerd."

Dankbar drückte Gerd dem Freunde die Hand. Nun fühlte er sich nicht mehr so verlassen, und eine Hoffnung kam in ihm auf, daß sich Wege finden ließen, die ihn aus dieser ihm furchtbaren Situation herausführen würden.

Kurz nach ein Uhr erschien Johannes Stahmer.

„Ja, Gerd, das ist eine faule Sache", nahm der Freund sofort das Gespräch auf.

„Natürlich müssen wir alles versuchen, die Geschichte zu klären, damit sie nicht erst einreißt. Ich habe den ganzen Vormittag darüber nachdenken müssen. Im Grunde genommen ist doch alles so harmlos, wie etwas sein kann. Weißt du was? Ich werde deinem Meister jetzt schreiben."

Gerd wollte das ablehnen, aber der Freund winkte schon nach dem Kellner und forderte Schreibzeug und Papier.

„Es ist richtiger so, Gerd, glaub es mir. Mich kennt der Eigenbrötler nicht, deshalb hat er auch keinen Grund, meine Darlegungen zu bezweifeln."

„Das mag ja alles wahr sein, Johannes. Wenn er nur nicht ein so eigensinniger Mensch wäre. Du kennst ihn nicht. Er hat einen Verdacht gefaßt, der für ihn so schwer ist, daß gute Worte und überzeugende Reden kaum imstande sein werden, ihn anderer Meinung zu machen. Hätten wir uns wenigstens nicht als Eheleute eingetragen. Wenn er sich erkundigt, ist alles vergeblich. Und er wird sich erkundigen, daran zweifle ich keinen Augenblick. Du glaubst ja nicht, mit welcher Verbissenheit er einen einmal gefaßten Gedanken verfolgen kann. Nein, Johannes, nach dieser Seite ist die Lage hoffnungslos."

Sie schwiegen eine Weile, dann griff Johannes Stahmer nach dem Schreibzeug und schrieb doch einen ausführlichen Brief an den Meister. Gerd sah nachdenklich den graublauen Rauchschwaden nach, die dem geöffneten Fenster zustrebten.

Dann las Johannes ihm den Brief vor. Gerd hob die Schultern.

„Hast dir viel Mühe gemacht, aber ich fürchte, er wird keinen Eindruck machen, dieser Brief."

„Kann man nicht wissen. Auch der größte Zorn tobt sich aus und gibt dann gern einer besseren Einsicht Raum. Wir wollen den Brief sogleich auf die Post tragen und dann zu meiner Zimmerwirtin gehen, damit sie sich auf dich einrichtet."

Später schlenderten sie noch lange die Wallanlagen entlang, immer noch überlegend, was sie tun sollten, wenn der Meister sich nicht belehren ließe.

*

Am Nachmittag langte Meister Nelsen mit Anna in Goldbeck an. Sie hatten unterwegs kein Wort miteinander gesprochen. Voll banger Ahnungen betrat Anna die Wohnung, die ihr heute so fremd und leer vorkam, wie nie zuvor.

Ihr Vater zog schweigend den Mantel aus. Anna wollte in die Küche gehen, doch der Vater rief sie mit strenger Stimme zurück ins Wohnzimmer. Verschüchtert setzte sie sich in eine Ecke und sah ihren Vater mit ängstlichen Augen an, der mit weiten Schritten auf und ab ging.

Endlich brach er das Schweigen.

„Wie ist es zu der Reise nach Rostock gekommen? Was hat sich da zugetragen?"

Anna besann sich. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als müsse sie zuvor die Gedanken ordnen. Ihr Vater beobachtete das.

„Wir haben schon oft davon gesprochen. Immer schon hatte ich den Wunsch, einmal ins Theater zu gehen, Volkhagen wußte viel davon zu erzählen. Als du am Sonnabend dann nach Blankenese fuhrst, überlegten wir, den Sonntag dafür zu benutzen. Von dir bekam ich die Erlaubnis dazu ja doch nie, das wußte ich. Wir hatten auch nicht gedacht, die Nacht über auszubleiben. Leider verpaßten wir den letzten Zuganschluß."

„So? Verpaßt? Hm. Kann mir wohl denken, wie das zusammenhängt. Also von langer Hand vorbereitet! Ist mir schon vorher manches sehr verdächtig vorgekommen. Also, was ist dann weiter passiert? Sage mir die volle Wahrheit. Du stehst hier vor deinem Vater und dem Aeltesten der Gemeinde. Verstehst du?"

Anna sah ihren Vater mit großen Augen an.

„Was soll denn nur passiert sein? Nichts! Wir waren im Theater und verpaßten den letzten Zug. Darauf übernachteten wir, Volkhagen, sein Freund, dessen Braut und ich gemeinsam in einem Hotel. Was ist da denn Schlimmes dran zu finden. Weiter kann ich dir nichts sagen."

„Sage mir die nackte Wahrheit, du! Ich will sie wissen! Keine Lügen! Glaub nicht, daß ich mir von dir auch etwas vormachen lasse. Damit kommst du bei mir nicht durch."

„Wenn ich dir sage, daß ich kein Unrecht begangen habe, so muß dir das genügen. Wir waren nachmittags in Barnsdorf, abends im Theater, später im Hotel."

Ihr Vater lachte höhnisch.

„So? Willst dich also ganz reinwaschen, so? Bist auch nicht gegen

meinen ausdrücklichen Willen nach Rostock gefahren, was? Hast auch die Satzungen und Gebote der Gemeinde nicht übertreten und dich dem Laster preisgegeben, du Heuchlerin! Nein, alles, was du getan hast, ist sehr richtig, nur dein Vater ist so ein Selbstgerechter, nicht? Ein blödsinniger Kerl! Das willst du doch damit sagen, was?"

„Das würde ich niemals sagen, nicht einmal denken können. Wohl bin ich ohne deine Zustimmung nach Rostock gefahren, das gebe ich zu, aber weshalb ich mich deswegen schämen sollte, weiß ich nicht."

Sie sprach sehr fest.

Der Meister sah sie einen Augenblick mit zusammengekniffenen Augen an, als wolle er sie mit seinen Blicken vernichten.

„So, aus dem Geiste sprichst du! Das konnte ich mir jetzt auch denken. Gut, nun werde ich dafür sorgen, daß man dich aus der Gemeinde ausschließt. Hörst du? Mit Schimpf und Schande abgetan! Du Heuchlerin, du . . ."

Wie Keulenschläge wirkten diese Worte. Für einen Blick lang senkte Anna die Augen, dann stand sie auf. Sie nickte.

„Wenn ihr mich deswegen ausschließen wollt, dann . . . dann habe ich auch nichts dagegen einzuwenden. Jawohl, damit du es weißt, nichts einzuwenden!"

Sie atmete schwer und erregt. Und plötzlich war es, als müsse sie einmal sprechen. Ein einziges Mal, um diese lange Jahre zusammengeballte Not loszuwerden.

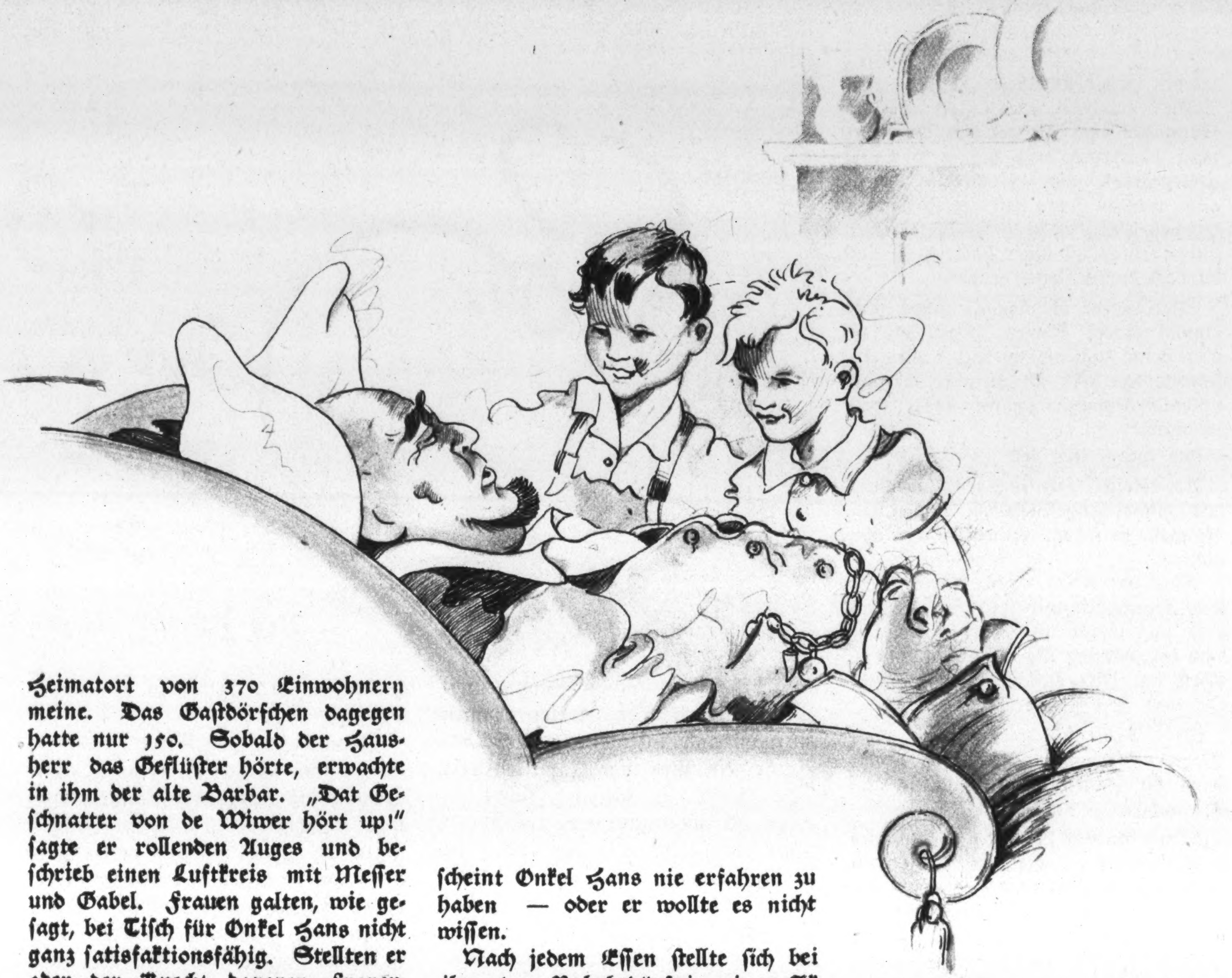
„Ich will mit dieser Gemeinde auch nichts mehr zu tun haben, nichts, gar nichts. Mit dieser Gemeinde, die immer nur vom Frieden und der christlichen Duldsamkeit spricht, wo aber harte Herzen unerbittlich immer nur verurteilen. Oder glaubst du wirklich, ich hätte es nicht längst herausgefunden, daß in der Gemeinde alle ganz anders sprechen als denken? Meinst du, ich hätte nicht beobachtet, daß sich hinter der Gemeinschaft nur Hochmut, Eitelkeit und Unfehlbarkeit verstecken? Bislang habe ich nichts sagen mögen, deinetwegen. Als ihr jetzt aber den armen Prediger unbarmherzig auf die Straße jagen konntet, da war es mir, als müßte ich es jedem von euch ins Gesicht schreien: Heuchler und Pharisäer! Alles wollt ihr einem jungen Menschen verbieten. Immer soll man nur mit einem Gebet auf den Lippen umhergehen, immer nur ein Armesündergesicht zur Schau tragen, obschon man nichts verbrochen hat. Sünden soll man bekennen, die man gar nicht getan, endlose Ermahnungen anhören, für die man kein Verständnis hat. Und immer nur Bibellesen, obschon einem nicht danach zumute ist.

Fortsetzung folgt in Heft 19.

Jedes Jahr um die Sommerzeit, wenn die großen Ferien kamen, entspann sich in meinem elterlichen Hause ein zünftiger Familienstreit. „Du mußt in diesem Jahre — wenn du überhaupt fort willst —", sagte die Mutter, „jetzt aber bestimmt einmal zu Tante Gretchen fahren. Du weißt, sie mag Kinder so gern." Ich Rohling pflegte der Mutter die Antwort zu geben: „Ich aber Tante Gretchen nicht!" „Schäm dich", hieß es dann, „außerdem kannst du doch nicht jede Ferien zu Onkel Hans fahren." Ich: „Bei Onkel Hans haben wir aber immer am meisten Spaß. Ich möchte zu ihm." Ergebnis: Bei Beginn der Sommerferien saß ich im Zuge und fuhr zu dem Onkel in das Dörfchen an der Ostsee.

Onkel Hans stand schon immer an der Bahn, wenn der Zug einlief, hinter ihm der Vetter, der auch als regelmäßiger Feriengast kam. Wie soll ich meinen Onkel beschreiben? Pietät und Jugenderinnerungen kämpfen da miteinander. Aussehen: Ich gehe dabei am zweckmäßigsten vom Gewicht aus. Der Ferienonkel Hans wog seine zwohundertneun Pfund netto, hatte nach zuverlässigen Messungen aus der Militärzeit die Länge von 1,72 Meter, keine Haare, dafür aber ein Doppelkinn und einen Knebelbart, wie ihn die Fischer dort zu Lande haben. Ausdruck des Gesichts: Würde, nichts als Würde. In der rechten Hand trug er meist einen Knotenstock, mit dessen Krücke er sich — falls er es für notwendig hielt — den Hinterkopf zu kratzen pflegte.

Sobald der Zug stand, eilte ich auf Onkel Hans zu. Unsere erste Begrüßung war wie immer kurz und schmerzlos. „'n Dag, Jung", sagte er, „süht riklich verhungert ut. War di erst mol ordntlich Speck op de Rippen fodern mö'n." Dann kehrte er um und lenkte seine Schritte zu seinem kleinen Hof. Onkel Hans war auf diesem Hof König und Familientyrann zugleich. Sobald ich das Haus betreten und meine kleine, zierliche, gute Tante mich von oben bis unten beklopft hatte, warf Onkel Hans sich in den großen Lehnstuhl am Kopf des Tisches und befahl: „Abendbrot, segg ik!" Er pflegte diesen Befehl durch einen saftigen Faustthieb auf den Eichentisch zu unterstreichen. Mit Blitzesschnelle fegten aus der Küche die Tante, das Dienstmädchen und wenn möglich auch noch Jakob, der Knecht, herbei. Jeder trug ein Stück Geschirr in der Hand. Ich habe in meinem Leben viele große Hotels in aller Welt gesehen, aber in keinem eine so schnelle Bedienung wie im Hause Onkel Hans' erlebt. Nach wenigen Sekunden saß man bereits am Tisch. Die üblichen ländlichen Leckerbissen standen ringsum. Tante Anna und das Dienstmädchen versuchten flüsternd — denn ein lautes Gespräch ließ Onkel Hans von Frauen schon grundsätzlich bei Tisch nicht zu — von mir die Neuigkeiten aus der großen Welt zu erfahren, womit ich unter „große Welt" meinen



Heimatort von 370 Einwohnern meine. Das Gastdörfchen dagegen hatte nur 150. Sobald der Hausherr das Geflüster hörte, erwachte in ihm der alte Barbar. „Dat Geschnatter von de Wiwer hört up!" sagte er rollenden Auges und beschrieb einen Luftkreis mit Messer und Gabel. Frauen galten, wie gesagt, bei Tisch für Onkel Hans nicht ganz satisfaktionsfähig. Stellten er oder der Knecht dagegen Fragen, dann waren dagegen selbstverständlich keine Einwendungen zu machen.

Ich erinnere mich noch lebhaft des genauen Tischzeremoniells. Plötzlich schrie Onkel Hans: „Tee, segg ik!" Seine Tasse war leer geworden, ohne daß „de Wiwer" es gemerkt hatten. Eilfertig sprang das Dienstmädchen herbei und füllte das Gefäß bis an den Rand. Da entdeckte der Gewaltige, daß die Butter zu weit entfernt stand. „Bodder, segg ik!" grollte er tief verletzt. Schon stand sie vor ihm. Mit großen, kräftigen Bissen erledigte Onkel Hans nach diesen Aufregungen, die ihm nach eigner Aussage „sofort op de Magen schlan", seine Mahlzeit, schob Teller und Tasse weit von sich und erklärte, indem er sich zugleich erhob: „Ik bin satt", was soviel heißen sollte, als daß alle anderen Tischgenossen es nun auch sein mußten und das Essen zu unterbrechen hätten. — Das geschah sofort. Daß nachher in Küche und Keller von den übrigen Tischgenossen die so jäh unterbrochene Mahlzeit reichlich nachgeholt wurde, scheint Onkel Hans nie erfahren zu haben — oder er wollte es nicht wissen.

Nach jedem Essen stellte sich bei ihm das Ruhebedürfnis ein. „Ik will mie Ruh häbben!" stöhnte er. Dieser Notschrei war, wie bereits erwähnt, unnütz, denn alles verschwand schon gleich nach dem Essen, jedoch wieder nicht, ohne ein Stück Geschirr mit nach draußen genommen zu haben. Unser Haustyrann legte sich dann weit in seinem Lehnsessel zurück, öffnete die Weste und den oberen Hosenknopf und schloß mit einem Ruck die Augen. „Ik sloop", sagte er dann noch scharf, um jeden Zweifel über seinen gegenwärtigen Zustand zu beheben. Wir Jungens schlichen nach kurzer Zeit wieder in das Zimmer. Der Gefürchtete lag dann schon gewöhnlich mit weit geöffnetem Munde und gab seltsame, langgezogene Kehltöne von sich. Wer aber etwa glauben sollte, daß dabei seine Aufmerksamkeit irgendwie nachgelassen haben könnte, irrt sich. Der Onkel merkte alles. Als wir wieder eines Tages so leise in das Zimmer gekrochen kamen, fuhr er plötzlich hoch und gröhlte: „Herrgott, mak doch de Dör to. Schall ik mi dann de Schwindsucht an den Hals halen?" Es bleibt zu erklären, daß Onkel Hans jede Zugluft als persönlichen Gegner betrachtete. Ob die Tür mitten im Sommer oder im Winter geöffnet wurde, spielte dabei keine Rolle. Er behauptete steif und fest, jedes Oeffnen der Tür bereite Zugluft und schade seiner Gesundheit.

Mit großem Gestöhne und Gepruste erhob Onkel Hans sich dann eben erst vor dem Zapfenstreich in seinem Königreich. „Ja", sagte er, „wenn ik den ganzen Dag säten heff, mag ich nachts gern en bäten liggen", nach diesem philosophischen Ausspruch begab er sich in das Schlafzimmer und blies durch das Haus: „Alles int Bett!" Wenn man dabei bedenkt, daß man hier um sechs Uhr zu Abend aß, der Hausherr bis gegen acht Uhr schlief, kann man sich vorstellen, daß wir Jungens diesem Befehl stets ziemlich unwillig folgten. Onkel Hans aber kannte keine Gnade. Wenige Minuten später hörte man dann bereits wieder an seinem Schnarchen, daß er seinen Körper schonte. Er war eben eine Persönlichkeit, der alte Herr, — im Wachen wie im Schlafen.

Morgens in der Frühe, das heißt gegen acht Uhr, bemerkten wir Buben, daß er sich von seiner Lagerstatt erhoben hatte. Das ging nicht ohne viel Ah's und Oh's ab. Unter der Pumpe wurde erste Morgentoilette gemacht. Dann griff er zu einem alten Korb, tat Hühnerfutter hinein — er schien kein Futterkenner zu sein — und ging zu den Hühnern. Die armen Viecher hatte er in einem kleinen Gehege untergebracht. Infolge der vielen Nässe hatte alles die Federn verloren, und nur der Hahn zeigte noch dort, wo sonst die Zierde jedes Hahnes zu stehen pflegte, ein paar kärgliche Andeutungen von Schwanzfedern. Wütend kam er stets von dieser ersten und einzigen Morgenbeschäftigung wieder. „Wöllt nich fräten", sagte er. „Schölt aber wohl fräten. Mot ok äten, wat up den Tisch kümmt", womit zugleich das Signal zum allgemeinen Frühstück gegeben war.

Wenn jemand von den Lesern nun meinen sollte, Onkel Hans sei ein Pionier der Arbeit gewesen, muß ich ihn trotz der anderen vielen augenscheinlichen Tugenden des Onkels enttäuschen. Er pflegte die Arbeit als Erbstrafe anzusehen. Allerdings besaß er dabei die Feinfühligkeit, diese Einstellung etwas durch seine Krankheit zu tarnen. So wiederholte sich dann täglich beim gemeinsamen Frühstück dasselbe Schauspiel. „De verdammte Ostwind", stöhnte er und rieb sich den Oberschenkel des rechten Beines. „Sitt mi all veertein Dage in de Knoken". Tante Anna pflegte darauf mit hoher Stimme zu antworten: „Ja, Vadder, schullst Di man en bäten schonen hüt." „Brukt de Wiwer mi nich to seggen. Weet ik von ganz alleen. Bin vollkommen öwerarbeitet. Dat is et!" schnob er dann entrüstet und geschmeichelt zugleich.

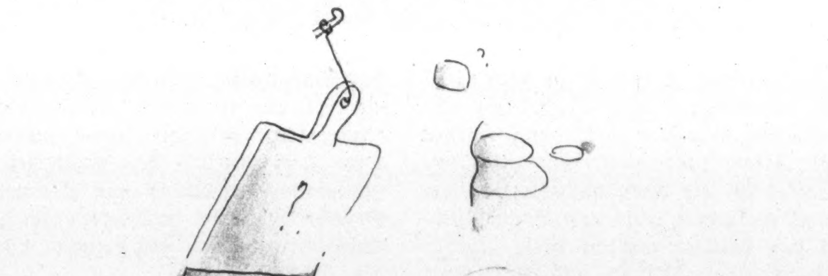
Dann das Frühstück. Wer will es näher beschreiben? Kommandos wie „Salz, segg ik!" oder „Bodder is nichts för de Wiwer" wurden von uns Jungens erwartungsvoll und freudig entgegengenommen. War das Mahl beendet, erhob sich Onkel Hans mit dem üblichen Ausruf: „Bin satt!" Dann stampfte er stöhnend und prustend — vonwegen des Rheumatismus und der Ueberarbeitung — nach draußen, sah in den blauen, wolkenlosen Himmel und erklärte: „Schint Rägen to geben. Hett för mi nich mehr väl Zweck, vör Mittag noch mit Arbeit antofangen." Er ging in die Stube zurück, setzte sich in seinen Sessel und nahm ein zweites Morgenschläfchen.

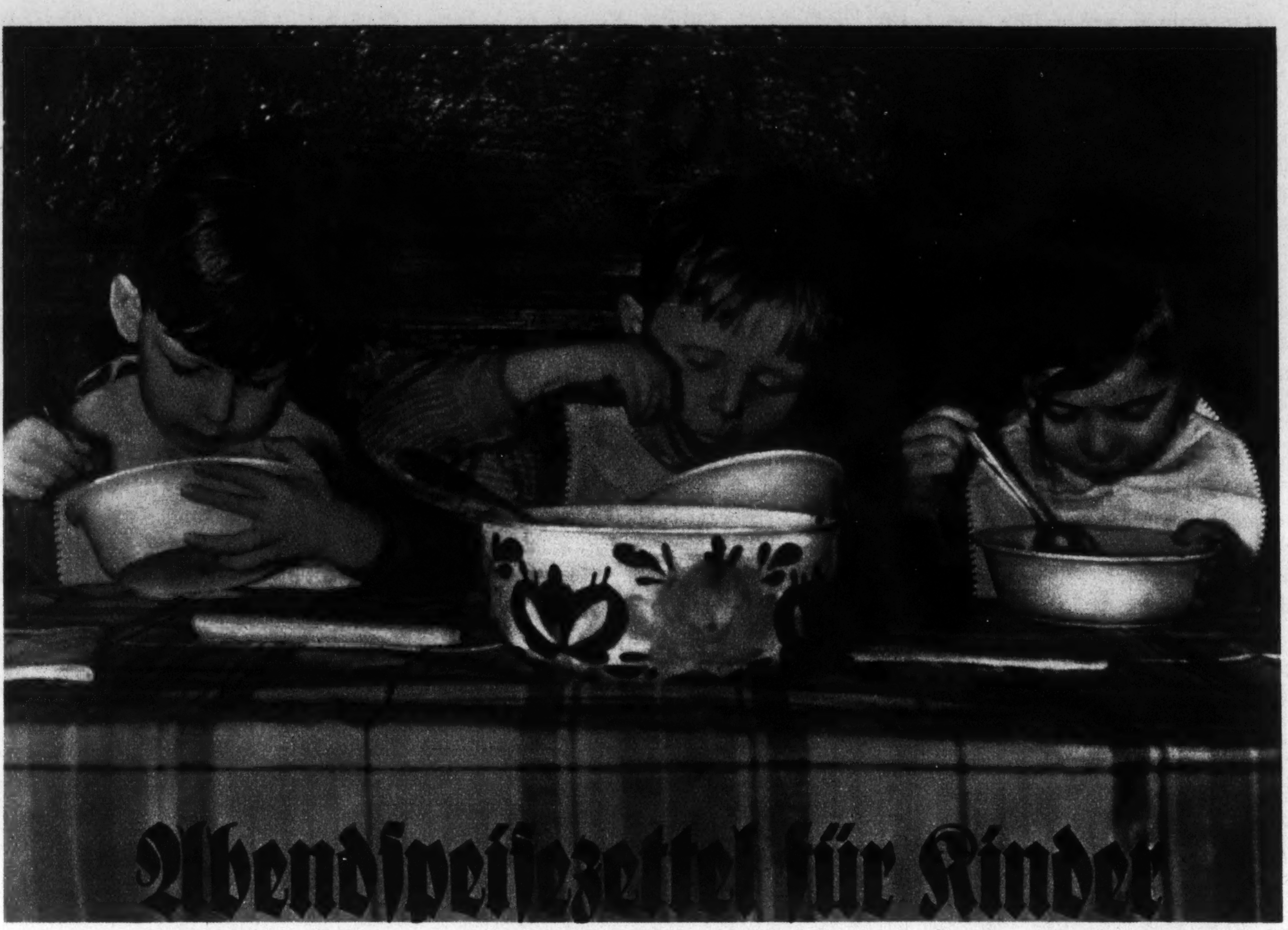
Es soll nicht weiter das Mittagessen geschildert werden, auch nicht der ausgedehnte Nachmittagsschlaf von Onkel Hans, der nur noch die eine beachtenswerte Note hatte, daß er vorher den Tagesbefehl gab: „Wer mi im Mittagsschlaf stört, kriegt es mit mi to dohn!" Das genügte, um Totenstille ringsum zu zaubern.

Dann war der volle Nachmittag da. Nachdem dem Befehl „Kaffee, segg ik!" Genüge getan war, sah er wieder nach draußen und erklärte: „Hät hüt noch wenig Zweck, mit de Arbeit antofangen. Schint Rägen to gäben", womit seine Tagestätigkeit endgültig war bis zu der Stunde, da der Onkel erklärte: „Will mal sehn, wat bi Mathiesen los is!" Gesund und mit geglätteter Stirn ging er dann in die kleine Dorfschenke, trank den traditionellen Teepunsch und war der aufgeräumteste lebhafteste Gast — den weder Krankheit — Ostenwind — noch de Wiwer zu plagen schienen.

So lebten wir Jungens auf dem Lande und in dem Hause dieses Mannes, der ein Seltsamer war und doch für uns Jungens ein weiches Herz besaß, das er aber stets sorgsam vor Entdeckung hütete. Als der Krieg ausbrach, und wir, seine beiden Neffen, im feldgrauen Anzug vor ihm ständen, um gegen den Feind zu ziehen, da sagte der alte Herr und schluckte und würgte dabei: „Kommt mi jo lebendig weder, sonst krigt et de Franzos mit mi to dohn — und ji beiden könnt sik ok gratuleern!"

Nun ruht er schon lange auf dem kleinen Friedhof hart an der See. Aber immer um die Ferienzeit trage ich im Herzen die tiefe Sehnsucht nach Onkel Hans, dem kleinen Herrscher des Dorfes am Meer, der ein König sein wollte und daran zerbrach, weil ihm nur ein Reich zwischen vier einfachen Holzwänden geschenkt ward.





Abendspeisezettel für Kinder

Kommt das Kleinkind in das Alter, daß es mittags am Tische der Erwachsenen mitessen darf, dann meinen viele Mütter, dies gelte nun auch ohne weiteres für die Abendmahlszeit. Teils aus Gewohnheit, teils aus Bequemlichkeit der Mütter werden viele Kinder frühzeitig zu Wurst- und Käseessern erzogen in einem Alter, da es ihnen viel gesünder wäre, wenn für sie abends extra gekocht würde. Eine gewissenhafte Mutter wird diese kleine Mühe gewiß nicht scheuen, zumal sie bei etwas Nachdenken recht oft das Abendessen für die Kinder mit der Mittagsmahlzeit zusammen vorbereiten kann und damit Zeit und Feuer sparen. Auch können Reste vom Vortage oft gut verwendet werden, am besten mit einer Zugabe von rohem Obst oder frischem Gemüse.

Wichtigster Grundsatz bei der Auswahl der Abendmahlzeit muß es sein, daß dieselbe die Mittagsmahlzeit *ergänze*. Keinesfalls darf, wenn der mittägige Speisezettel ein Fleischgericht enthielt, der Abendzettel nun wieder Wurst bringen. Aehnlich sollen Gemüsegerichte oder Mehlspeisen mit ergänzender Abendmahlzeit in Beziehung stehen. Obst oder Gemüse, am besten roh, dürften bei keiner Mahlzeit fehlen; aber eine Mehlspeise, einen Pudding, den die Mutter dem „hungrigen" Kinde noch nach dem Mittagessen geben will, spare sie ruhig zum Abend auf — er ist eine Mahlzeit für sich. — Nicht nur der Erwachsene, auch das Kind ißt eher zu viel als zu wenig. Das Wenige, vernünftig gewählt und zubereitet, wird dem Aufbau des kindlichen Organismus förderlicher sein als mehrere Gerichte zugleich, hineingezwungen und genötigt, oft gegen die gesunde Abwehr des Kindes.

Ich möchte jeder Mutter empfehlen, sich einmal einen Abendspeisezettel für eine Woche auszuarbeiten. Sie wird dann bald erkennen, wie vielseitig sie denselben gestalten und in wie weitem Maße sie dabei dem Bedürfnis und Geschmack des Kindes Rechnung tragen kann. Sie wird dann auch nicht mehr in Verlegenheit kommen und sich den Kopf zerbrechen müssen: „Was gebe ich heute wieder den Kindern zum Abendbrot?" —

Im Folgenden sei eine Auswahl von Abendbrotgerichten für größere Kleinkinder und jüngere Schulkinder gegeben, die aber auch für ältere Schulkinder zum Teil noch sehr geeignet sind.

1. Butterbrot (auch gute Margarine) je nach der Jahreszeit belegt mit Tomaten, Radieschen, Schnittlauch, grüner Petersilie, Bückling, Quark, leichtem Käse, wenig hartgekochtem Ei, Blut- oder Leberwurst, Kräuterkäse; Dazu Milch, Obstsaft, Buttermilch, Tee (Anis-, Pfefferminz-, Lindenblütentee) oder rohes Obst (Apfel am besten).

Statt des belegten Brotes auch Butterbrot und ein weiches Ei.

2. Kartoffeln in irgend welcher Form (geröstet, als Brei oder Pellkartoffel) mit grünem Salat, Räucherfisch, Quark, Tomaten oder Ei (weich oder Setzei).

3. Pudding (Buttermilchspeise, Mehlspeise) mit Soße, verbessert durch geriebene Mandeln oder Nüsse, ein Gelbei oder Rosinen. (Man kann zum Pudding oder zur Soße ruhig zur Hälfte Vollmilch, zur Hälfte Magermilch nehmen).

4. Reis-, Gries- oder Haferflockenbrei mit Obstmus.

5. Ein Bircher-Müsli.

6. Obstsalat mit reichlich geriebenen Nüssen oder Mandeln, Rosinen und irgendwelchen Rohkostflocken; ein überaus beliebtes, sättigendes und nahrhaftes Abendessen.

7. Milchsuppe mit Citronensaft (Citronenschale mitkochen) oder Wassersuppe mit einem Stück Brot drin, am besten aus Grieß, Reis, Hafer- oder anderen Flocken, Mondamin usw., eventuell noch ein Stück Brot dazu.

Aus vorstehenden Beispielen ergibt sich eine Menge verschiedener Zusammensetzungen, für jeden Geschmack und jeden Geldbeutel, so daß ich hoffe, manchen Mutter damit einen Fingerzeig gegeben zu haben.

Nur nochmals sei darauf hingewiesen, daß Kinder mindestens eine Stunde vorm Zubettgehen ihre Abendmahlzeit haben sollen.

Lisbeth Schmidt.

Aufnahme: Schersch

Elternsorgen

Käufliche Liebe

Fritzchen hat mehrere für seine Eltern ziemlich unangenehme „Eigenschaften"; die vielleicht schlimmste davon ist, daß er wie unsinnig brüllt, sobald seine Mutter nur merken läßt, daß sie ausgehen will. Wenn sie den Hut aufsetzt und den Mantel anzieht, hat Fritzchen schon ein krebsrotes Gesicht und schreit wie am Spieße. Im tiefsten Grunde ihres Herzens ist Mutti natürlich geschmeichelt, daß Bubi sie so liebt; aber da sie trotzdem fortgehen muß oder wenigstens möchte, verspricht sie ihm: „wenn du jetzt artig bist, bring ich dir was Schönes mit!" Bubi heult unentwegt weiter. Also verspricht ihm die Mutter: „wenn du jetzt sofort aufhörst zu weinen und ganz artig bist, bis ich wiederkomme, dann bekommst du ein Stück Schokolade, ehe du zu Bett gehst!" (Mutti und Bubi wissen beide ganz genau, daß das Kind nach dem Abendessen nichts mehr bekommen soll, aber das macht nichts.) — Fritzchen weint noch immer; aber da das versprochene Stück Schokolade in den Worten der mürbe gewordenen Mutter unterdes zu einer Tafel angewachsen ist, von der er etwa den dritten Teil heute noch essen möchte, stellt er zwischen mehreren herzbewegenden Schluchzern die strenge Bedingung, auf alle Fälle müsse die Mutter zurückkommen, ehe er zu Bett gebracht werde. Die Mutter denkt zwar nicht im Traume daran, weil sie ja erst nach dem Kino zurückkommen kann, aber sie verspricht es erst mal und ist auf alle Fälle gerührt, weil der Junge sich nur von ihr ausziehen läßt. Fritzchen stellt noch weitere Bedingungen: die Großmutti soll ihm eine Geschichte vorlesen und außerdem will er heute keinen Lebertran nehmen. Die Mutter wäre bereit, auch das zuzugestehen, aber sie ist nervös geworden, weil die Uhr schon ein Viertel nach sechs zeigt und sie noch ein paar Einkäufe machen muß; also kann sie sich in weitere Verhandlungen nicht einlassen und verabreicht Fritzchen einen kräftigen Klaps. Sie hört hinter der Türe den Jungen noch zum Steinerweichen brüllen, dann hat sie keine Zeit mehr, daran zu denken. Und Bubi beginnt nach einer kurzen Erholungspause den zweiten Erpressungsversuch an der Großmutter. Dabei braucht er sich übrigens weit weniger anzustrengen, denn auch Großmutter ist ärgerlich, daß ihre Schwiegertochter heute abend ausgeht, und überhaupt tut sie alles, wenn Bubi nur nicht weint.

Bubi ist also nicht nur, wie seine Mutter immer wieder sagt, „ein sehr liebebedürftiges Kind", er ist außerdem noch (was er selbst so wenig weiß wie seine Mutter und Großmutter) ein sehr guter Geschäftsmann. Daher verkauft er *seine* Liebe entsprechend über den Selbstkostenpreis und zahlt für die große Liebe von Mutter und Großmutter nicht mehr, als er eben muß. *Seine* Münzwährung ist das „Artigsein", „Liebsein" und ein gelegentliches Zugeständnis; damit kauft er freilich weit mehr als die ziemlich billige, weil eben selbstverständliche Liebe seiner Eltern und Großeltern, er kauft damit auch Schokolade, späteres Schlafengehen, Mitgenommenwerden in die Stadt und vor allem Macht, Macht, Macht über die „Großen"! Seine eigene Liebe, die er eigentlich gratis abgeben müßte, kann er infolge der stetig wachsenden Nachfrage zu Phantasie- und Sammlerpreisen verkaufen. Gelegentliche Kläpse bucht er unter den übrigen Geschäftsunkosten wie Heulen usw.; außerdem sind sie für ihn ein Zeichen, daß weitere Verhandlungen zur Zeit nicht mehr aussichtsreich sind. Für die Erzieher aber bedeuten diese Schläge, die sie Bubi manchmal geben, die unschätzbare Illusion einer folgerichtigen und, wenn es sein muß, auch strengen Erziehung. Daß sie sich in Fritzchen einen kleinen Erpresser (Spezialist für den Artikel „Liebe") großziehen, haben sie bis heute nicht bemerkt. Und manche Mütter und Väter wiederum, die dies lesen und für eine seltene, obgleich bedauerliche Ausnahme halten, sind ihrerseits entschlossen, nicht zu bemerken, daß sie „dasselbe in Grün" jeden Tag leidend und falsch handelnd miterleben. Hk.

Übertritt der Kinder in eine höhere Lehranstalt

Viele unserer Volksschüler und Volksschülerinnen stehen zum ersten Mal in ihrem Leben vor einer entscheidenden Frage, die unter Umständen schicksalsbestimmend werden kann: „Vor dem Uebertritt in eine höhere Lehranstalt".

Die Sorge der Eltern, ob das Kind die Aufnahmeprüfung bezw. das Probejahr bestehen wird, ist wohl zu begreifen; doch sollte man sich davor hüten, die Sorgen und Aengste auf das Kind zu übertragen. Immer sich wiederholende Fragen an ein normal begabtes Kind: „Du wirst doch die Prüfung bestehen?, Du wirst uns doch keine Schande machen?" begünstigen allzuleicht jene Examens-Psychose, oder rufen sie überhaupt erst hervor, die durch das ganze Leben als Komplex haften können. Verängstigte Kinder verlieren im geeigneten Moment die Nerven und schneiden schon aus diesem Grunde vielfach schlechter ab. Am zweckmäßigsten behandelt man den Uebertritt von der Volksschule in die höhere Schule als eine selbstverständliche Tatsache. Je weniger davon gesprochen wird, je geringer man die „Gefahren und Folgen" darstellt, desto gesünder und förderlicher ist es für das Kind. Erzieherisch vollkommen falsch sind die Drohungen mit der höheren Schule, wenn die Eltern nach Rücksprache mit dem Lehrer der Volksschule erfahren mußten: „Der Junge ist zu lebhaft, oder er träumt gerne, oder er ist nicht immer sorgfältig genug, zu wenig ordnungsliebend". Muß in solchen Fällen das Kind die höhere Schule nicht als eine Zwangs- oder Besserungsanstalt ansehen? — Je unbefangener der Junge zur Aufnahmeprüfung kommt, umso sicherer wird er sie bestehen, wenn anders er für die höhere Schule überhaupt geeignet ist. Diese Eignung können Eltern nicht erzwingen und müssen sich daher gegebenenfalls bescheiden; aber dafür können und müssen die Eltern sorgen, daß durch die häusliche Erziehung alle Voraussetzungen geschaffen werden, die eine gedeihliche Entwicklung erhoffen lassen. Dazu gehört vor allem: *Heiterkeit.* Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht. Wo ein frischer, geweckter Geist in der Familie herrscht, da sind auch heitere und geweckte Kinder; da gibt es keine Schwierigkeiten und Be-

denken, da geht auch das Mühsame leicht von statten. Ferner: Ordnung. Ordnung ist in gewissem Sinne die Seele jeden Haushaltes, jedes Geschäftes, jedes Gemeinwesens. Wo sie fehlt, da fehlt die Grundbedingung des Gedeihens und glücklichen Fortganges. Die Eltern dürfen keinerlei Unordnung ihrer Kinder dulden und der Geist der Ordnung, der sich in der Familie in den Eltern erfüllt, findet seinen Weg bald zu den Kleinen. Sodann: Reinlichkeit. Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung, der Bücher, der Hefte usw., vernünftige Lebensweise, hinreichend Licht, frische Luft, sachgemäßes Arbeiten in wohlerzogenem Wechsel mit Ruhe, hinreichend körperliche Uebung geben die Voraussetzungen für einen gesunden Geist. Besonders einwandfreie Haltung beim Lernen, Schreiben und Zeichnen sind notwendig, nicht nur zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit der Kinder, sondern auch zur Erzielung und Bewahrung der Aufmerksamkeit. Und nicht zuletzt: Erziehung. Erziehung zu größter Sorgfalt und Pflichtgefühl sichern den Erfolg mit. In der höheren Schule ist die Fächerzahl eine größere als an der Volksschule; demgemäß wächst auch die Stundenzahl und damit erhöhen sich die körperlichen und seelischen Anforderungen. Auch die Arbeitsweise ist eine wesentlich andere. Die Hauptarbeit der Volksschule erstreckt sich zum großen Teil auf Schularbeit. Die häusliche Arbeit des Schülers an höheren Lehranstalten nimmt eine bedeutendere Rolle ein. Lernen und Arbeiten nach den Lehrbüchern ist dem angehenden Mittelschüler noch ganz ungewohnt, und er muß zu diesem Lernen erst erzogen werden. Pflichtgefühl des Kindes und Mitarbeit müssen hier Hand in Hand gehen. Die Mitarbeit der Eltern soll nicht darin bestehen, daß dem jungen Schüler die häuslichen Arbeiten in die Feder diktiert werden, sondern sie soll sich im allgemeinen darauf beschränken, die Hausarbeiten auf ihre sorgfältige Anfertigung zu prüfen.

Hk.

Kinder sind keine Zirkuspferde

Frau Schulze ist fabelhaft geschickt. Aus alten Kleidern, aus Resten weiß sie sehr hübsche Kleidchen zu machen für ihre siebenjährige Evi. Oft, leider zu oft, muß Evi anprobieren. Das geschieht natürlich vor dem Spiegel.

Gestern kam ich zu Schulzes, gen Abend, um meine Frau, wie ausgemacht, von der Kaffeeeinladung abzuholen. Ich mußte noch einen „Schluck" mittrinken, und dann ging's los: Evis neue Kleider wurden gezeigt. Stolz räumte die Mutter den ganzen Kleiderschrank aus. Aber das genügte ihr nicht. Evi wurde gerufen und mußte anprobieren. Außerordentlich bewußt erschien sie, gab Händchen, und dann ging die Parade los. Sicher ist Evi mit ihren schwarzen Locken ein hübsches Mädel. Aber dieses Zurschaustellen durch die Mutter widerte mich an. Ein Kleidchen nach dem anderen wurde übergesteckt. Das Kind wurde nach allen Seiten gedreht und gebührend bewundert. Die Mutter aber blähte sich vor Stolz. Und Evi? Bewußt und eitel ließ sie sich bewundern. Ich habe selten ein so unkindliches Wesen gesehen.

Armes Kind! Du wirst es einmal im Leben schwer haben! Arme Mutter! Du zerstörst alles Kindliche in deinem Liebling.

Als ich dann mit meiner Frau heimging, war ich wortkarg, so daß mich Frau Schulze fragte, ob ich mich geärgert hätte.

Kinder sind keine Zirkuspferde! Da muß ich an die letzte Adventszeit denken. Ich war zu Besuch in einer Familie, wo sich die Mutter ihrer Kinder außerordentlich annimmt. Sie hatte mit ihren drei Jungen und ihrem Mädel ein Adventstheaterstück eingeübt. Das sollte mir „vorgeführt" werden. Aber es klappte nicht.

Die Ursache war eine geringfügige. Die Mutter hatte mir Zeichnungen ihres Aeltesten gezeigt. Sie waren wirklich hübsch. Ich hatte sie gebührend bewundert, das tat ich um so lieber, als der 13jährige Junge nicht dabei war. Die Mutter hatte die Zeichnungen auf dem Tisch liegen lassen. Als nun die vier Opferlämmer eintraten, um zum soundsovielten Male ihr Theaterstück vorzutragen, sah der Aelteste seine Zeichnungen auf dem Tisch und bockte, d. h. er schwieg. Ein brüderlicher Boxer des Zweiten verschlimmerte nur die Sache. Das Adventsspiel wandte sich schnell zur Komödie: Schauspieler Nummer 3 spielte den Taubstummen. Bald wurde das Ganze zur Tragödie: Die Mutter griff ein. Im Nebenzimmer gab es eine handgreifliche Auseinandersetzung, bis die Mutter endlich, hochrot, wieder erschien und sich entschuldigte. Ich versuchte, ihr vorsichtig klarzumachen, daß auch im Zirkus das bestdressierteste Pferd versagen kann, und daß man Kinder nie zur Schau stellen soll. F. M.

*

Das vernünftige Kleinkind und die unvernünftigen Erwachsenen

Schauplatz: der Schaltervorraum einer städtischen Sparkasse. Handelnde Personen: ein zweijähriges Kind, eine achtundzwanzigjährige Mutter, eine dreißigjährige Tante. Zuschauende, meist stumme, aber keineswegs uninteressierte Personen: drei Schalterbeamte, zwei wartende weibliche und eine ebensolche männliche. Der Vorhang geht auf: alle langweilen sich. Die Erwachsenen sind das aber längst gewöhnt, außerdem wartet ja jedes auf den Aufruf seiner Nummer. Nur die kindliche Unbefangenheit sinnt auf Abhilfe, wenigstens für sich: das Kleine umfaßt mit beiden Aermchen den einzigen ihm neuen und sehenswürdigen Gegenstand des Raums, einen armseligen amtlichen Papierkorb, und trägt ihn selig lächelnd quer zur gegenüberliegenden Ecke. Setzt ihn hin, umfaßt ihn wieder und trägt ihn quer nach der anderen Seite. Es jubelt nicht einmal, es ist sehr rücksichtsvoll in seiner stillen Beschäftigung gegen die anderen. Aber die Mutter und die Tante werden nervös. Das vertiefte Kind hört nicht; es nimmt eine Zeitschrift aus dem Papierkorb, besieht sich ein paar Fotos — die Mutter ruft schärfer — aber das Kind tut nicht, was alle Erwachsenen (zu ihrer Ehre: mit Ausnahme der vernünftigen Schalterbeamten!!) jetzt von ihm erwarten, es zerreißt die Zeitschrift nicht in ganz kleine Fetzen, sondern legt sie in den Korb zurück, lächelt wie aus Nachsicht über die Behördenangst der großen Zuschauer und will den Korb eben weitertragen — statt dessen wird es von der Mutter unsanft am Arm gerissen, die Tante stellt die „gestörte" Ordnung wieder her und dann reden beide auf das Kind ein. Es bekommt zuerst ein Stück Semmel — warum? Dann ein Bonbon — warum? Drei Minuten später ist es den vereinten Anstrengungen der beiden unvernünftigen Erzieherinnen gelungen, daß das vernünftige Kind heult. Und jetzt ist es wirklich, wie es sich gehört, eine störende und unangenehme Erscheinung in dem Schaltervorraum. Was den männlichen Zuschauer leider veranlaßt, laut zu denken und zur peinlichen Verwunderung der übrigen Erwachsenen das Theaterstück zu beschließen mit den Worten: Das Kind weint. Gottseidank, daß es die Erwachsenen wieder so weit gebracht haben! Da dann eben seine Nummer gerufen wurde, entging er kurz darauf der allgemeinen Verurteilung seines störenden und törichten Eingreifens in die ungeschriebenen, aber ehernen Gesetze der falschen Erziehung.

Hk.

Was können unsere Kinder werden?

Der Förster

Geschrieben in lebendigem Gedenken an meinen Vater, den Forstmeister Ferdinand H.

An einem schönen Sommertage vor etwa dreißig Jahren kamen nacheinander vier Boten in das Arbeitszimmer meines Vaters; aus vier Revieren von den fünf seines Forstbezirks je einer. Und jeder brachte einen Tags zuvor gefundenen Schmetterling mit: die berüchtigte und von allen Forstleuten gefürchtete Nonne. Diesem ersten schwachen Anflug des Waldverderbers folgte ein dreijähriger erbitterter Kampf, der viel Geld, viel Mühe und manche sorgenvolle Nacht kostete — dann war der Wald für diesmal gerettet. Zugegeben, daß dem bisher leider unbesiegten Feinde unserer Wälder natürliche Zufälle des Wetters stärker Abbruch taten als Menschenkunst — nutzlos ist der scharf beobachtende, im ersten Augenblick der Gefahr zufassende Forstschutz sicher auch hier nicht gewesen, und in vielen andern Fällen kam es auf seine getreue Pflichterfüllung ganz allein an. — Ein anderesmal, wieder in einem Sommer, wurde mein Vater aus dem Nachmittagsschläfchen zu einem Waldbrand gerufen: „unser Berg", das Wahrzeichen meines Heimatdorfes, rauchte wie vor Jahrmillionen, als er noch als kleiner Basaltvulkan in Tätigkeit gewesen war. Eine halbe Stunde später standen wir mit dem zuständigen Revierförster, seinen Hegern und ein paar Waldarbeitern um die steile Kuppe herum, auf der eine mit beträchtlicher Mühsal angelegte und nach vielen Fehlschlägen endlich gedeihende Fichtenkultur hoffnungslos verbrannte. Mein Vater war nachher fast froh, daß sie den Vagabunden, der mit einem weggeworfenen Zündholz das Unheil angerichtet hatte, nicht sofort erwischten; sonst hätten ihn die erbitterten Holzschläger wohl zu Tode geprügelt.

Diese beiden, aus der nüchternen Alltagsarbeit des Forstmanns genommenen Bilder versinnbildlichen viel von seinem Tun, das im Ganzen rastlose, planende Sorge ist um den ihm anvertrauten Wald. Wind und Schnee, Wasser und Feuer, tierische und pflanzliche Schädlinge, leider nicht zuletzt der unverständige und der gewissenlose Mitmensch müssen beobachtet und nach Möglichkeit in Schranken gehalten werden. Jeder größere Schaden zerstört unwiderruflich einen sorgsam erwogenen, oft jahrzehntelang vorbereiteten Zustand und muß doch durch eine neue, anschmiegsamere Planung wieder ausgeglichen werden. Denn es kommt keineswegs nur darauf an, einen möglichst großen Nutzen aus dem Wald „herauszuholen", wie das längst vergangene Zeiten des Raubbaus und eines ungehemmten Eigennutzes taten; der Wertbestand unserer deutschen Wälder muß der Zukunft ungeschmälert erhalten bleiben! Die Erfüllung dieser Pflicht ist für den Forstmann gegenüber anderen landwirtschaftlichen Berufen insofern erschwert, als er den Erfolg seiner Arbeit kaum erlebt . . . die Hauptnutzung eines neu angebauten Waldstücks kann ja erst nach 60 bis 80 Jahren stattfinden. Die trotzdem und gerade *wegen* dieser langen Wachstumszeit unausgesetzt nötige Beobachtung, Pflege und regelmäßige Behandlung (Durchforstung, Schutz vor Schädlingen, Betreuung oder Beschränkung des Unterwuchses) erfordert großes Verständnis und strenge Disziplin des Verantwortungsbewußtseins. Dazu kommt, daß man den Waldboden nicht beackern und niemals düngen, nur in wenigen Fällen und nur in großen Zeitabständen überhaupt bearbeiten kann. Dadurch ist Plan und Arbeit des Forstwirts ungleich mehr als in jedem ähnlichen Beruf an die Natur des Bodens und an die natürlichen Vorgänge bei dessen Veränderung gebunden. Die Weitläufigkeit des schon einem Förster, erst recht einem höheren Beamten anvertrauten Geländes, die Dienstpflicht stetiger Beaufsichtigung, weite Wege, die nicht gerade als Promenadenwege angelegt sind, machen den Forstmann hinlänglich bekannt mit den Elementen der Natur, und nicht nur mit den lieblichen. Schattenlose Heidewege in brennender Mittagssonne, ungeschützte Höhen im pfeifenden Wintersturm, Regen und Schnee in allen vorkommenden Abstufungen, lehmige, aufgeweichte Hohlwege und Felssteige im Glatteis, Nacht und Nebel, das alles darf den richtigen Förster nicht abhalten, seine Dienstgänge zu gehn. Ja, der Dienst in Sturm und Wetter ist sogar oft genug nötiger und verpflichtender. Es gehört eine feste Gesundheit und der Charakter eines ganzen Manns zu diesem Dienst; aber dieses Leben in der Natur schafft auch mit den Jahren eine Verbundenheit mit der Landschaft, mit dem Revier, mit allem Leben der Menschen, der Tiere und der Pflanzen, die dazu gehören, daß so ein alter Förster mählich selber ein Stück Natur wird. Wenn ihn Frau und Kinder, Freunde und besondere dienstliche Verpflichtungen nicht immer wieder in die „zivilisierte" Welt zurückriefen, ginge er vielleicht ganz und gar in dieser Natur und ihrer großen Einsamkeit auf. Für Menschen, die an städtisches Leben gewöhnt und gebunden sind, ist also der Beruf des Försters nicht der richtige Beruf; obwohl es Ausnahmen gibt, die — unter für sie günstigen Verhältnissen — die Gegensätze zwischen dem Dienst im Revier und ihren städtischen Ansprüchen zu vereinigen wissen. Menschen aber, die die Einsamkeit, das Angewiesensein auf die Natur überhaupt nicht aushalten können, sollten dem Beruf des Forstmanns auf alle Fälle weit aus dem Wege gehn.

Und noch eine wichtige Tatsache scheint mir die innere Haltung des Försters, des Forstbeamten überhaupt entscheidend zu bestimmen. Der Boden, der Wald, dem ihre hingebungsvolle Lebensarbeit gilt, ist niemals *ihr* Boden, *ihr* Wald, ist vielmehr immer anvertrautes Gut: Staatseigentum, Gemeindeeigentum, Eigentum eines Großgrundbesitzers. Das Gefühl des Bauers, der über die eigene Scholle geht, kennt der Mann der „grünen Gilde" nicht. Und doch ist der Wald „sein" Wald, das Revier „sein" Revier; er liebt den Wald mit einer fast eifersüchtigen Liebe und kann da bis zum Eigensinn unnachgiebig werden — ein Vorwurf des Eigen*nutzes* trifft ihn ja nicht. Otto Ludwig hat in seinem Erbförsterdrama die tragische Uebersteigerung dieser Charakterhaltung vorgestellt. In einer anderen Wendung zeigt sie sich den Volksgenossen gegenüber, die als städtische oder dörfliche Nachbarn, als Wanderer und Erholungsuchende den Wald betreten. Es liegt unvertilgbar im deutschen Volksgefühl, den Wald immer noch als „Gemeineigentum", nicht als „Privateigentum" anzusehen; die Gren-

Fortsetzung Seite 610.

Die Photographin

2 Aufna[illegible] Bilderdienst

„Hier ist unser Atelier!" sagt die junge Photographin und öffnet die Tür zu einem großen hellen Wohnraum. Da ist eine behagliche Sitzecke, gute Bilder hängen an der Wand, eine schöngeschwungene Vase ist mit bunten Sommerblumen gefüllt — es ist fast wie zu Hause. Vergebens halten wir Umschau nach den bemalten, fahrbaren Kulissen, mit denen der Hintergrund auf den Kinderbildern unserer Eltern, vielleicht noch auf unseren eigenen, hervorgezaubert wurde. Stattdessen finden wir einen richtigen kleinen Kinderspielplatz mit Stühlchen, Puppen und Baukasten. „Die Kinder sollen sich in unserem Atelier ebenso wohlfühlen, wie die Erwachsenen, denn nur dann bekommen wir wirklich gute und natürliche Aufnahmen" — das ist ein wichtiger Grundsatz für alle Porträtphotographen. Nur die große Kamera — 5000 RM. hat sie gekostet, ohne die besondere Porträtlinse, die bei Großaufnahmen noch gebraucht wird — erinnert daran, daß wir in einem Arbeitsraum sind. Und noch etwas: die großen Lampen, die ja neben den verbesserten Linsen überhaupt erst jede beliebige Zimmeraufnahme ermöglichen. Am besten arbeitet man bei den Porträtaufnahmen zu zweit: an der Kamera beobachtet der „Operateur", der für die Aufnahme verantwortlich ist, während die Gehilfin die Beleuchtung einstellt und überhaupt für die Bildgestaltung („Regie") tätig ist.

Nur zum kleinsten Teil spielt sich die Arbeit der Photographin im Atelier ab, denn nur die Einzelpersonen kommen zu ihr und nur kleinere Kunstgegenstände kann sie sich gelegentlich zur Aufnahme ins Atelier holen. Weniger denn je aber kann heute eine Photographin sich auf Porträtaufnahmen im Atelier beschränken; dies Tätigkeitsfeld ist durch die Liebhaberphotographie viel zu sehr eingeschränkt worden. So spielt denn die Außenaufnahme für die Berufsphotographen eine immer größere Rolle. Darunter sind aber keineswegs etwa nur Landschaftsaufnahmen zu verstehen. Mit der Kamera wandert die Photographin auch in die Museen, um zur Wiedergabe in Zeitschriften oder zur Herstellung von Postkarten, Aufnahmen von Altertümern, Plastiken, Zeichnungen, Kupferstichen zu machen. Wir begegnen ihr im Fabriksaal oder im Verkaufslager eines großen Betriebes, wo sie für die Werbeprospekte Aufnahmen von der Herstellung eines Gegenstandes oder von der fertigen Ware macht. Architekturaufnahmen sind eine andere „Spezialität". Aber jede Photographin muß auch die Besonderheiten aller Aufnahmen beherrschen, denn sie wird — besonders im Anfang — froh sein, wenn sie Aufträge erhält.

Die großen technischen Verbesserungen der Linsen, die Verfeinerung der ganzen Apparate, vor allem aber die Fortschritte der Chemie, die uns die hochempfindlichen Platten und Filme brachte, haben die Möglichkeiten des Photographen sehr erweitert; es gibt kaum noch Dinge, die sich seiner Kamera entziehen. Drei besondere Fähigkeiten braucht Er — und natürlich ebenso Sie — um alle Möglichkeiten, die das bunte Leben bietet, photographisch erfolgreich auszunutzen: Zum ersten den richtigen Blick. Die Photographin muß in Bildern sehen, ähnlich dem Künstler, und sie muß, solange die farbige Photographie noch nicht Allgemeingut ist, in schwarz-weißen Bildern sehen. Dabei darf sie sich aber keineswegs nur aufnehmend verhalten, sondern sie muß, hier wirklich dem Künstler verwandt, das Bild mitgestalten. Sie kann das durch die Beleuchtung, die sie wählt, durch die Begrenzung des Bildes, die freilich manchmal auch nachträglich noch durch Beschneiden erfolgen wird.

Zu dieser künstlerischen Befähigung, die von Natur da sein soll, aber durch Uebung selbstverständlich weiter entwickelt werden kann, muß als Zweites eine große Anpassungsfähigkeit kommen. Nur in den seltensten Fällen, kann sich die Berufsphotographin ihr Objekt selbst aussuchen; nicht nur als Angestellte, auch als selbständige Meisterin werden ihr die Aufgaben von ihren Auftraggebern gestellt, und wir sahen, wie vielseitig diese Aufgaben sein können. Mit gleicher Liebe und Sorgfalt muß sie die charakteristischen Züge eines menschlichen Antlitzes und die günstigste Ansicht eines Möbelstückes in der rechten Beleuchtung auf ihre Platte bannen. Grade die Umstellung auf die verschie-

denartigsten Gegenstände, die Einfühlung, ist eine Fähigkeit, die bei Frauen häufiger ist als bei Männern; deshalb wird auch die Photographin von ihren männlichen Arbeitskameraden als gleichberechtigt anerkannt.

Für alle, die sich selbständig mit der Kamera behaupten wollen, erfordert dieser Beruf schließlich *als Drittes eine gewisse geschäftliche Tüchtigkeit.* Aufträge flattern keineswegs ins Haus, die Photographin muß sich vielmehr darum kümmern, wo man ihre Bilder vielleicht brauchen könnte, sie muß auch selbst Ideen haben und Vorschläge machen. Der feste Kundenkreis für die Atelieraufnahmen und die regelmäßigen Aufträge einiger Firmen verbürgen noch keine gesicherte Zukunft; wie in allen freien Berufen ist Stillstand Rückschritt, man muß immer nach neuer Arbeit, neuen Einnahmequellen Ausschau halten.

Noch gar nicht ist bisher die Rede gewesen von der Arbeit in der Dunkelkammer und im Labor, die mancher Laie gerade für die Hauptsache hält: denn „knipsen" sei doch keine besondere Kunst. *Und doch liegt die Kunst des Photographen in der Aufnahme.* Freilich muß sie ergänzt werden durch eine gediegene Arbeit beim Entwickeln und Kopieren, die gelernt sein will. Manches Unzulängliche der Aufnahme kann dabei noch ausgeglichen, alles kann aber auch verpfuscht werden. Neben den technischen Arbeiten, die vielfach von Laboranten ausgeführt werden, gibt es aber auch im Labor noch eine ausgesprochen photographische Arbeit: die *Retusche.* Mit Pinsel und Farbe wird auf der Platte oder aber auf jedem einzelnen Abzug das photographische Bild den Bedürfnissen unseres Auges entsprechend ergänzt. Denn die optische Linse der Kamera sieht etwas anders als das menschliche Auge, das weniger getreu jede Einzelheit wahrnimmt. Bei der Retusche müssen störende Einzelheiten entfernt, das Wesentliche oder Charakteristische an der aufgenommenen Sache dagegen durch wenige Pinselstriche hervorgehoben werden. Die Retusche ist eine unmittelbare Ergänzung der aufnehmenden Tätigkeit, sie verlangt wie diese den richtigen Blick.

Wir sehen also, daß die Photographie, wie manches andere Handwerk eine Verbindung von technischem Können mit künstlerischen Fähigkeiten verlangt. Vieles kann in der dreijährigen Lehre erlernt werden, aber eine gewisse Befähigung muß die Photographin von der Natur mitbekommen haben. Deshalb wird bei den Berufsberatungsstellen jeder Anwärter für diesen Beruf einer Eignungsprüfung unterworfen, bei der das Auge nicht nur seine normale Sehfähigkeit, sondern auch ein feines Unterscheidungsvermögen für Farbtöne beweisen muß, und bei der allerlei geschmackliche Aufgaben gestellt werden. Die Ausbildung erfolgt in der Regel in einer dreijährigen Lehre bei einem Meister und schließt mit der Gesellenprüfung ab. Um eine planmäßige Ausbildung zu sichern, haben die Innungen die Zahl der Lehrlinge begrenzt; so darf z. B. ein Berliner Meister nicht mehr als zwei Lehrlinge einstellen und den zweiten erst dann, wenn der erste bereits das dritte Lehrjahr beginnt. Außerdem finden — wie in den andern Handwerken — regelmäßige Zwischenprüfungen durch die Innung statt. Bei der Gesellenprüfung muß sich die junge Photographin schon auf all den Gebieten bewähren, die später nach mindestens dreijähriger Gesellentätigkeit und Erreichung des 24. Lebensjahres auch den Gegenstand der Meisterprüfung bilden, nur sind dann alle Aufgaben schwerer und vor allem die theoretischen Anforderungen viel größer. Es sind Landschafts- und Porträtaufnahmen anzufertigen, Aufnahmen von Maschinen, deren Hintergrund abgedeckt werden muß und noch manches andere. Vom Gesellen, der Meister werden will, erwartet man, daß er sich umtut, möglichst auf allen Gebieten zu lernen sucht und sich an der Hand von Lehrbüchern auch theoretisch weiterbildet. In den größeren Städten geben ihm Fachkurse der Innung dazu Gelegenheit.

Die handwerkliche Lehre ist heute die einzig anerkannte Ausbildung; nur wer die Meisterprüfung abgelegt hat, darf in Zukunft ein eigenes Atelier aufmachen und wieder Lehrlinge ausbilden. Es gibt aber noch zwei staatlich anerkannte photographische Lehranstalten, die in zweijährigen Kursen auf die Gesellenprüfung vorbereiten: die photographische Lehranstalt des Lettevereins in Berlin und die Staatliche Lichtbildanstalt in München. Viele — auch grade weibliche Gesellen — gehen übrigens nach der Prüfung vom Handwerk zum Photohandel über, der ja heute fast überall mit Laboratorien für die Entwicklung von Liebhaberaufnahmen verbunden ist. Als Photographin bietet sich Anstellungsmöglichkeit in Meisterateliers — wobei es in den größeren Ateliers Spezialkräfte für Retusche oder auch besondere Operateure gibt. Außerdem haben viele große Firmen heute ihre eigenen Photographen für Werbezwecke oder Materialprüfung angestellt. Ein besonderer Spezialzweig mit einer ergänzenden Zusatzausbildung ist die Metallograhie, die heute bei der Prüfung von Metallegierungen eine große Rolle spielt.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die ordnungsmäßige Photographenausbildung auch die beste Vorbereitung für den Beruf der Bildberichterstatterin oder Pressephotographin ist, wenngleich in diesen Berufen neben dem photographischen Können die Fähigkeit zu pressereifer Arbeit ebenso wichtig ist und diese Berufe deshalb auch dem Reichsverband der Presse zu geordnet sind.

Dr. Gerda Simons.

Fortsetzung von Seite 607.

zen der Verletzung dieses Eigentums beim Sammeln von Kräutern, Wildbeeren, Pilzen und Laubstreu ohne Erlaubnis, beim „Mitnehmen“ von Holz vor allem (Brennholz, Christbäume, Maien, grüne Zweige zum Schmuck) sind für das Volksempfinden fließender als auf dem Papier des Strafgesetzbuchs. Auch zwischen Wildschütz und Schlingensteller ist ein dem Försterherzen wohlbekannter Unterschied, obgleich sie beide als Verbrecher betrachtet werden. Nun kann selbstverständlich für den Förster keine Rede davon sein, daß er den Ansprüchen solcher Gefühle, daß er dem Unverstande, der Leidenschaft oder gar der Gewinnsucht einzelner Volksgenossen freie Bahn geben dürfe; und wenn diese „Einzelnen“ ganze Scharen von Sonntagsausflüglern sind, schon gar nicht. Nicht einmal der ausgesprochenen Not gegenüber darf er „die Augen zudrücken“, wie ihm das manchmal zugemutet wird. Weil es doch nicht sein Wald sei. Nein, eben weil es nicht sein Wald ist, sondern — sogar über den Eigentümer hinaus — die ganze Volksgemeinschaft ein Anrecht darauf hat, hat der Förster seinen Wald zu verteidigen. Nur er, nicht der außenstehende Besucher, nicht einmal der Nachbar kann vorausschauend beurteilen, welcher Schaden durch Unvernunft und Eigennutz angerichtet werden kann. Nicht allein also nach einer papierenen Vorschrift, sondern nach seinem sehr viel tieferen und feineren Verantwortungsbewußtsein schützt der Förster seinen Wald vor ungebetenen oder ungezügelten Gästen. Andererseits kann er nicht bei jedem Dreck zu Gericht gehen und wird nicht immer wörtlich nach den Paragraphen seiner Dienstvollmachten handeln können. Nur wenn er in jedem Falle ein wahrer „Volksgenosse“ und als Nationalsozialist ein wahrer Vertreter der Volksgemeinschaft ist, wird er i m m e r den rechten Ton und den rechten Weg wissen.

Vielleicht wundert es manchen, daß ich so lange kein Wort vom Wild und von der Jagd gesagt habe. Aber ich habe das bisher mit Absicht unterlassen. Mein Vater pflegte, obwohl er selbst bis in sein hohes Alter hinein ein waidgerechter Jäger und ein guter Schütze war, die Jungen, die Förster werden wollten, vor der weitverbreiteten Illusion zu warnen, als sei das Gewehr und die Jagd in diesem Beruf die Hauptsache. Die Stunden, da sich ein junger Forstmann als Jäger zeigen kann, sind an Zahl weit geringer als die, in denen er sehr unromantisch im Büro sitzen und rechnen muß; und auch auf den täglichen Gängen ins Revier ist der Wald wichtiger als das Wild. Dieser Sachverhalt verschiebt sich auf höheren Posten des Forstverwaltungsdienstes oder der Forsteinrichtung zu Gunsten des Büros und zu Ungunsten der Jägerei. Trotzalledem hat der Mann mit dem grünen Hute allezeit Wert darauf gelegt, ein gerechter Jäger zu sein, das will sagen, in allererster Linie ein getreuer Heger und Pfleger „seines“ Wildstandes, daneben allerdings auch ein erfahrener Pürschgänger und sicherer Schütze. Aber die jagdlichen Pflichten des Forstmanns werden, daran ändert das alles nichts, doch fast immer nur nebenher und sozusagen in „Ueberstunden“ erfüllt werden können. Wem sein warmes Bett und sein regelmäßig eingehaltener Tageslauf wichtiger ist als die liebevolle Beobachtung des Wildes, wer Hunger und Müdigkeit, Nässe und Kälte als Strapazen scheut, wenn es den Schutz des Wildes vor tierischem Raubzeug und menschlichem Gesindel gilt, der wird noch viel weniger ein guter Jäger als ein guter Förster.

Die Ausbildung zum Forstmann beginnt, sowohl für den künftigen Staatsdienst wie für den Gemeinde- und Privatdienst, zunächst mit einem forstlichen Lehrjahr, ganz gleich, ob jemand den Beruf des Försters oder den des höheren Verwaltungsforstmanns ergreifen will. Zu dem letzteren gehört die Reifeprüfung und ein vierjähriges Hochschulstudium, zum ersteren die mittlere Reife und ein Jahr Forstschule. Die dem Förster unterstellten Hilfskräfte erhalten gewöhnlich überhaupt nur eine praktische Ausbildung. Der künftige Förster im Staatsdienste verbringt nach der Abschlußprüfung der Forstschule fünf Jahre als Hilfsförster und legt im letzten Jahre die Revierförsterprüfung ab (zweite forstliche Fachprüfung . . . die Schlußprüfung der Schule gilt als erste Fachprüfung), die ihn zur Uebernahme einer Planstelle als Revierförster befähigt. Der künftige staatliche Forstverwaltungsbeamte legt nach Abschluß seines Studiums und einer mindestens zweieinhalbjährigen praktischen Tätigkeit als Forstreferendar die große forstliche Staatsprüfung ab, nach der er als Forstassessor beschäftigt wird, bis sich ihm eine Planstelle als Forstmeister öffnet. Im Gemeinde- und im Privatdienst sind die Verhältnisse heute ähnlich. Je nach der Landschaft und den besonderen Ansprüchen der betreffenden Waldwirtschaft wird sich der künftige Forstmann übrigens auch mit den Ansprüchen der holzverarbeitenden Industrie und besonders mit den oft von den Forstverwaltungen selbst oft betriebenen Werken (Brettsägen, Holzwolle- und Kistenfabriken, Kalk- und Ziegelöfen usw.) einigermaßen vertraut machen müssen. H a n s H a j e k.

Unsere Leser schreiben:

Eine Lanze für die „Klassenersten“!

„Für die Klassenersten eine Lanze? Das haben die doch nicht nötig, die sind doch fein raus!?“ O nein, das sind sie nicht, diese — Aermsten! Ist der „Primus“ nicht beinahe schon eine Spottfigur? Wie geistert er denn durch die Romane, durch Schauspiel und Film? Ein blasses, ernstes Persönchen mit Brille und altklugem, frühreifem Gesicht. Schrieb nicht auch unsere gute „Reichs-Elternwarte“ in ihrem Aufsatz „Das Klassenbild“ im Heft 2: „Da ist die Klassenbeste mit einem über ihr Alter hinaus ernsten verschlossenen Gesicht. Sie weiß jetzt schon, was sie werden will, sie weiß jetzt schon genau, daß sie nicht zum Spaß arbeitet, sondern daß sie einmal Geld verdienen will und muß . . .!“

Zu meiner Schande muß ich es gestehen: auch ich war in meiner Schulzeit die „Klassenerste“. Wahrscheinlich darf ich es mir dann zum Lobe anrechnen, daß ich — dem festgelegten „Primustyp“ wie zum Hohn — in meinen Zeugnissen unter „Betragen“ bestenfalls ein „Im ganzen gut“ aufzuweisen hatte, und daß der Raum für die berüchtigten „Tadel“ kaum ausreichte, um dort alle meine Vergehen schriftlich zu verewigen („Schwatzt dauernd“, „Tadel wegen ungehörigen Benehmens“, „Tadel wegen Bemalens der Wände“ usw.). Hätte nicht eine verständnisvolle Klassenlehrerin meine Schulzeit hindurch ihre schützende Hand über mich gehalten, wäre mein Platz als Klassenerste trotz meiner guten Leistung wohl bald einem „gesitteteren“ Mädchen zugeteilt worden.

In meiner Schule waren überhaupt Klassenbeste von gleichem „Format“ die Regel. Keine bebrillten Blaßgesichter, keine unkindlichen Tugendbolde, sondern quicklebendige Geschöpfe, die sich von den anderen Kindern nur eben durch die bessere Leistung unterschieden. Und wer die Augen auftut, der muß zugeben, daß der Typ des „Primus“, wenn er je in der anfangs

beschriebenen Wesensart existiert hat, seit langem ausgestorben ist. Eine andere Jugend prägt ja auch andere Erscheinungsformen! Seht sie euch an, die frischen, aufgeweckten Kerlchens beiderlei Geschlechts, die heute „Klassenbeste" sind! Wo es gilt zu tollen und zu raufen, wo ein lustiger Streich gespielt werden soll, sind sie dabei. Hier ist nichts Verkrampftes und Unjugendliches; wo Ansätze dazu vorhanden sind, werden sie von der Hitlerjugend und BdM. mit Strunk und Stiel ausgerottet. Und ich möchte den Erzieher sehen, der nicht seine helle Freude an ihnen hätte! Unter einer stumpf-gleichgültigen Schülerschar z. B. bedeuten die Besten der Klasse für den Lehrer Ansporn und frischen Arbeitsmut. Schon um dieser paar hell-wachen Gesichter willen, aus denen das Interesse an dem Lehrstoff spricht, verlohnt es sich, im Unterricht immer wieder das Beste zu geben, sich selbst zu entäußern, um die Schüler mitzureißen. Ich kannte einen Lehrer, der zu seinen Schülern zu sagen pflegte: „Wer was leistet, darf auch mal über die Stränge schlagen. Aber frech und faul sein — das dulde ich nicht!" Das war gerecht und dürfte denen zu denken geben, die gewöhnt sind, alle Missetaten jener faulen Lümmels mit verständnisinnigem Schmunzeln zu verzeihen („Nein, diese Mordsjungens!"), die nur und ausschließlich bestrebt sind, sich um jede Mitarbeit am Unterricht in der Klassengemeinschaft zu drücken, die Lehrkräfte aber bis aufs Blut zu ärgern. Es sind nämlich auch die, die für die Klassenbesten nur ein mitleidiges Lächeln haben.

Natürlich wird es hier und da auch den unerfreulichen Typus des krankhaft ehrgeizigen Strebers geben, den man respektiert, aber nicht liebt. Jedoch so wie sich die Hochschullehrer unserer Tage mit Recht dagegen wehren, als „zerstreute Professoren" billiges Witzmaterial darzustellen, so sollten wir doch von der Gewohnheit lassen, tüchtige Jungens und Mädels, die in der Schule etwas leisten, um ihre „verlorene Jugend" zu bedauern. Im heutigen Deutschland steht der Leistungsgrundsatz an erster Stelle. Wir haben darum allen Grund, uns zu freuen, wenn Kinder ihr Arbeitsfeld — und das ist für sie der Lernstoff in der Schule — ernst nehmen, denn dann werden sie gewiß auch im späteren Leben ihren Mann stehen.

Durchschnittsschüler gibt es genug, Klassenbeste sehr wenig. Also lassen wir ihnen die Ehre, die jedem Fleißigen gebührt. Der „Primus" existiert nicht mehr — dem Klassenersten unsere Anerkennung!

Eva Schramm.

★

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben: ad — an — as — bart — bau — be — beck — bee — ber — dach — die — eck — ei — ein — en — erd — ger — is — ka — ka — kon — kräf — land — land — land — le — le — let — li — luft — man — mi — na — nis — no — nor — op — pau — ral — rau — raub — re — rei — ri — ri — rufs — schu — sen — so — streit — sturm — te — ten — ten — ter — trol — va — vier — vogt — zi — sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort unseres Führers ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Salzart, 2. wohlschmeckende Frucht, 3. Insel des Nordens, 4. griech. Hafenstadt, 5. geometr. Figur, 6. Industrieort in der Pfalz, 7. bis 1918 Bezeichnung von nichtgedienten Wehrpflichtigen, 8. Ueberwachung, 9. Tonschichten, 10. Arzt der Gewaltkuren, 11. pflichtmäßige Fortbildungsschule, 12. Ballspiel, 13. Teil der Wehrmacht, 14. eingeborene Soldaten Ost-Afrikas, 15. Hochgebirgspflanze, 16. französ. Landschaft, 17. Beruf, 18. preuß. Stadt, 19. rücksichtslose Bodenausnutzung, 20. Schmetterling, 21. mittelalterl. Verwaltungsbeamter, 22. Stadt in der Niederlausitz, 23. kleiner Turm.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 15

Silben-Rätsel.

1. Wolgast, 2. Erchtag, 3. Rohstoffe, 4. Samsonow, 5. Aehre, 6. Espenlaub, 7. Talmud, 8. Unterwalden, 9. Nicaragua, 10. Damhirsch, 11. Darré, 12. Iswolski, 13. Estland, 14. Steingut, 15. Arkansas, 16. Auerhahn, 17. Turko, 18. Nippes, 19. Isegrim, 20. Chevreau, 21. Hamlet, 22. Thuja, 23. Pallasch 24. Februar, 25. Luzerne, 26. Eberhard, 27. Gerüst.
Wer säet und die Saat nicht pflegt, der hat umsonst die Hand bewegt.

Versteck-Rätsel.

Ein junges Alter ist gut; eine alte Jugend taugt nichts.

Silben-Rätsel.

1. Kabarett, 2. Impuls, 3. Norwegen, 4. Dirschau, 5. Eckschrank, 6. Reichs-Elternwarte, 7. Landflucht, 8. Expreß, 9. Henne, 10. Rigoletto, 11. Eindecker, 12. Nanking, 13. Ironie, 14. Staffelei, 15. Teutoburger Wald.
Kinder lehren ist die groeßte Kunst.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 16

Netz-Rätsel.

1. Böen, 2. Vase, 3. Edda, 4. Band, 5. Ella, 6. Isel, 7. Esse, 8. Pike, 9. Nain, 10. Vase, 11. Eden, 12. Nase, 13. Kalk, 14. Klee, 15. Elle, 16. Kehl, 17. Ziel, 18. Zins, 19. Unna, 20. Asen, 21. Ekel, 22. Elbe, 23. Baal, 24. Ahle, 25. Tell, 26. Lied, 27. Ulme, 28. Null, 29. Aula, 30. Elba, 31. Latz, 32. Teer, 33. Etat, 34. Deut, 35. Maie, 36. Lama, 37. Aare, 38. Brot, 39. Zelt, 40. vier, 41. Abai, 42. Bube, 43. Bise, 44. Maus, 45. Elsa, 46. Opel, 47. Plus, 48. Etui, 49. Isar, 50. Rebe, 51. eben, 52. Unau, 53. Laus, 54. Esel, 55. Baß, 56. Trab, 57. Niet, 58. Rute, 59. Teig, 60. Rain, 61. Rate, 62. Beet, 63. real, 64. Adel.
Böse Beispiele verderben gute Sitten.

Silben-Rätsel.

1. Distelfink, 2. Edeltanne, 3. Inkasso, 4. Nelke, 5. Leopard, 6. Erve, 7. Bengel, 8. Eremit, 9. Nizza, 10. Innsbruck, 11. Staffelei, 12. Togo, 13. Gastein, 14. Elementarunterricht, 15. Bonbon, 16. Universität, 17. Niederwald, 18. Dudelsack, 19. Eingeweide, 20. Nieswurz, 21. Arber, 22. Niederlande, 23. Delegation, 24. Arsenal.
Dein Leben ist gebunden an das Leben deines ganzen Volkes. (Adolf Hitler.)

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Am Walde

Am Waldessaum kann ich lange Nachmittage,
dem Kuckuck horchend, in dem Grase liegen;
er scheint das Tal gemächlich einzuwiegen
im friedevollen Gleichklang seiner Klage.

Da ist mir wohl, und meine schlimmste Plage,
den Fratzen der Gesellschaft mich zu fügen,
hier wird sie mich doch endlich nicht bekriegen,
wo ich auf eigne Weise mich behage.

Und wenn die feinen Leute nur erst dächten,
wie schön Poeten ihre Zeit verschwenden,
sie würden mich zuletzt noch gar beneiden.

Denn des Sonetts gedrängte Kränze flechten
sich wie von selber unter meinen Händen,
indes die Augen in die Ferne weiden.

Eduard Mörike